

PROJEKTLEITUNG: REF. I A 4

BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG

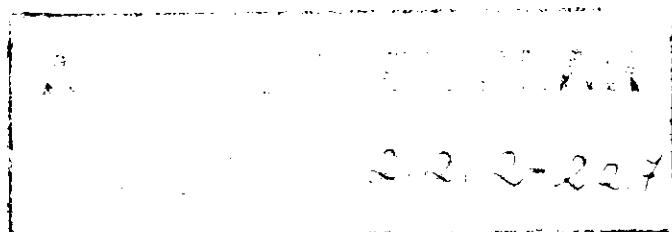
DIE AUFGABE DER FRAU FÜR DIE GESUNDHEIT
IN FAMILIE UND GESELLSCHAFT

EXPERTISEN UND STELLUNGSNAHMEN ZUR PROJEKTIERTEN
KAMPAGNE

020017 -

020022

1971



14.11.1971

Bundeszentrale für
gesundheitliche Aufklärung

K ö l n - Merheim

E x p e r t i s e

ARCHIVEXEMPLAR

Reg.-No.

()

Kampagne der gesundheitlichen Aufklärung: Die Aufgaben der Frau für die Gesundheit in Familie und Gesellschaft

Expertise zu Hypothesen (Arbeitspapier S. 8-9)

- ERSTE HYPOTHESE: "Der Gesundheitszustand der Frau ist wesentlich bestimmt durch die soziale Rolle und die damit verbundenen Pflichten, die ihr keinen adäquaten Freiraum zur Selbstentfaltung lassen."

Stellungnahme zur ERSTEN HYPOTHESE

A Logische Prüfung:

Der erste Teil der Aussage, wonach der Gesundheitszustand "der Frau" wesentlich durch ihre soziale Rolle bestimmt ist, drückt einen Tatbestand aus, der ebenso für "den Mann" gilt, ja auch für Kinder und Jugendliche (beispielweise für Schüler). Unabhängig von Geschlecht und Alter gibt es Gruppen, bei denen sich die soziale Rolle gesundheitlich sehr auffällig auswirkt (z.B. als häufige Haltungsschäden bei Kindern in bäuerlichen Familien), und Gruppen, bei denen die soziale Rolle ohne erheblichen gesundheitlichen Einfluß zu sein scheint. Die gleichbleibenden Anforderungen, die eine soziale Rolle stellt, können sich bei verschiedenen Personen höchst unterschiedlich gesundheitlich auswirken, von "sehr positiv" bis "sehr negativ".

Es erscheint zunächst notwendig, die Hypothese weniger allgemein zu formulieren.

Dies erscheint um so mehr geboten, als die ERSTE HYPOTHESE die soziale Rolle "der Frau" dahingehend näher bestimmt, daß diese Rolle mit Pflichten verbunden ist, die "der Frau" keinen "adäquaten Freiraum zur Selbstentfaltung lassen". Der "adäquate Freiraum" wird von Frauen und Männern vermißt; die Fälle sind nicht häufig, daß die erwachsene, in ihre Pflichten eingebundene Person in der entwickelten Industriegesellschaft die Möglichkeiten zur "Selbstentfaltung" als ausreichend und adäquat erlebt. Junge Menschen fliehen beispielweise unter dem Druck von Leistungsanforderungen, aus dem Gefühl einer nicht zu sprengenden "Eingengung" durch die Gesellschaft und aus anderen Ursachen in die

"Selbstentfaltung" bzw. "Bewußtseinserweiterung", welche das Rauschgift gewährt.- Bis heute hält die Diskussion um die "Entfremdung" des Menschen durch eine industriegesellschaftliche Arbeit an (man spricht auch von "Entseelung" der Arbeit), welcher in erster Linie die männlichen Glieder der Gesellschaft ausgesetzt sind.

Empirische Sozialforscher erkennen als eine wesentliche Voraussetzung für Gefühle der Sicherheit und Geborgenheit (ohne welche der "adäquate Freiraum zur Selbstentfaltung" nicht denkbar ist) die "aktiv rationale Lebensgestaltung" ¹⁾. "Die Haltung der aktiven rational planenden Lebensgestaltung wird in der wachsenden industriell-großbürokratischen Gesellschaftsform für die Entwicklung sozialer Sicherheitsgefühle, für ein unbeschwertes Sich-Wohlfühlen in den neuen sozialen Umweltbedingungen eine unentbehrliche Voraussetzung sein. Sie muß daher immer ein mitgedachtes Ziel für alle sozialpolitischen Maßnahmen sein, und zwar sowohl aus humanitären Gründen für den Einzelmenschen, als auch aus funktionalen Notwendigkeiten für den Bestand und das Gedeihen der Gesellschaft." ¹⁾ Wo die Haltung der aktiv rationalen Lebensgestaltung fehlt, "herrscht ein ausgesprochenes Gefühl sozialer Unsicherheit vor, das sich jedoch zugleich in Mißtrauen und stets neuen Anforderungen äußert." ¹⁾

Man muß davon ausgehen, daß "Geborgenheit" und "Freiheit zur Selbstentfaltung" entscheidend von H a l t u n g e n abhängen, welche Erziehung und Bildung zu fördern suchen müssen, und nicht primär von bestimmten sozialen Rollen des Erwachsenen; die gleiche soziale Rolle kann mit sehr verschiedenen Einstellungen und auf sehr unterschiedliche Weise wie mit unterschiedlicher Wirkung auf die innere Verfassung der Person gespielt werden.

Wenn die Psychosozilogie des Industriebetriebs auf Grund empirischer Forschungen die These von der "Entfremdung" des Menschen in der industriellen Produktion insofern überwunden hat, als sie die Chancen der Selbstgestaltung im Rahmen von informellen Gruppen des Betriebes, die Chancen der aktiven und passiven sozio-kulturellen Anpassung erwies, so liegt das entscheidende Moment in der G e s t a l t u n g, also in Haltungen und Fähigkeiten, die unabhängig von bestimmten Rollen im Erwerbs- und sonstigen Leben vorhanden sein müssen, wengleich sie durch unterschiedliche soziale

Rollen in unterschiedlichem Umfang gefördert werden können. Die sozialen Rollen, die den "Freiraum zur Selbstentfaltung" am meisten einengen, finden sich nach wie vor innerhalb und nicht außerhalb des Erwerbslebens. Es gibt Arbeitsplätze in der Produktion, die zu monotonen und unangenehmen Tätigkeiten zwingen, welche keinen oder kaum Spielraum für individuelle und soziokulturelle Gestaltungen lassen. Solche Arbeitsplätze frustrieren um so mehr, je mehr Fähigkeiten zur aktiv-rationalen Lebensgestaltung der Arbeitende mitbringt.

Die ERSTE HYPOTHESE, so wie sie formuliert ist, impliziert einen Vergleich der sozialhygienischen Situation "der Frau" mit der "des Mannes". Die Lage "der Frau" erscheint schlecht, die "des Mannes" gut; man muß annehmen, daß "der Mann" den "adäquaten Freiraum zur Selbstentfaltung" zumindest weitgehend besitzt, denn es besteht in unserer Gesellschaft eine für jeden augenfällige Verteilung von Rollen, welche in großem Umfang der Unterscheidung nach dem Geschlecht folgt; "der Mann" ist normalerweise erwerbstätig, die verheiratete Frau in der Mehrzahl der Fälle nicht. Der vorschnelle Schluß liegt nahe, daß Teilnahme am Erwerbsleben "Freiraum zur Selbstentfaltung", Nichtteilnahme dagegen Unfreiheit und Einschränkung der Persönlichkeit bedeutet.

Ein Agieren mit so undifferenzierten Kategorien und Vorstellungen würde mit Sicherheit am Ziel einer förderlichen gesundheitlichen Aufklärung vorbeiführen.

Nachdem die ERSTE HYPOTHESE in der vorgegebenen Formulierung nicht akzeptiert werden konnte, stellt sich die Frage, welche andere Formulierung die erkennbare und vertretbare Intention dieser Hypothese angemessen zum Ausdruck bringt. Die Hypothese muß in einer Weise formuliert sein, welche die empirische Prüfung erlaubt. Diese Forderung kann nur erfüllt werden, wenn auf Vergleichsgruppen Bezug genommen wird. Ob die sozialhygienische

- 1) Knebel, A.-J., F.C. Kaufmann und A. Schrader: Reaktionen und Motivationen der Bevölkerung gegenüber sozialpolitischen Umverteilungsmaßnahmen.- In: Soziale Umverteilung. Mitteilung 1 der Kommission für dringliche sozialpolitische Fragen der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Wiesbaden 1964, S. 15 ff.

Lage der Frauen in unserer Gesellschaft "schlecht" oder "gut" ist, läßt sich nicht absolut, sondern nur im Vergleich mit den Männern feststellen, denn der Ton muß bei "sozialhygienisch" auf "sozial" liegen. Eine sozialhygienische Kampagne muß auf Hilfe vor allem für jene Gruppen zielen, denen es auf Grund sozialer Gegebenheiten gesundheitlich schlechter geht als anderen Gruppen.

Es wird folgende Neuformulierung der ERSTEN HYPOTHESE vorge-schlagen:

Bei den Frauen sind die Gruppen größer als bei den Männern, welche gesundheitlich nachteilige soziale Rollen wahrnehmen oder wahrnehmen müssen.

Bei solchen Rollen ist in erster Linie an Pflichtenkreise zu denken, die den Menschen in der Befriedigung vordringlicher seelischer und geistiger Bedürfnisse einschränken. Diese Rollen hindern den einzelnen Menschen an Erlebnissen, Tätigkeiten und Gestaltungen, die zur Erhaltung und Verbesserung seiner Gesundheit ebenso nötig sind wie Nahrung, Kleidung und Obdach.

B Empirische Prüfung

Die empirische Prüfung der ERSTEN HYPOTHESE erscheint möglich, wirft aber außerordentliche Schwierigkeiten auf. Diese Schwierigkeiten liegen weniger in der Sache als im finanziellen Spielraum, der bei den in unserer Gesellschaft herrschenden Vorstellungen, Gewöhnungen und Machtkonstellationen der sozialwissenschaftlichen bzw. sozialmedizinischen Forschung gewährt wird. Die Mittel, die für hinreichend genaue Feststellungen benötigt werden, sind erheblich.

Die Lage ist weiter erschwert, durch ein naives Streben nach "Exaktheit". Jeder höhere Grad von Exaktheit, den die empirische Sozialforschung erzielen kann, ist zu begrüßen, sofern die praktische Relevanz des höheren Exaktheitsgrades in einem vertretbaren Verhältnis zu den Mehrkosten steht.

Unabdingbar für akzeptable empirische Prüfungen der ERSTEN HYPOTHESE sind repräsentative Gruppen, die unter gleichen Bedingungen und in gleicher Weise untersucht werden. Repräsentative sozialmedizinische Feststellungen sind gegenwärtig noch selten.

1. Ergebnisse von Umfragen und Reihenuntersuchungen

a) Vergleich von Frauen und Männern (Müttern und Vätern)

Da von den verheirateten Müttern bis zu 65 Jahren außerhalb der Land- und Forstwirtschaft nur etwa ein Viertel erwerbstätig ist, während die verheirateten Väter bis zu 65 Jahren in der überwiegenden Zahl der Fälle im Erwerbsleben stehen, könnte ein Vergleich repräsentativer Stichproben dieser beiden Bevölkerungsgruppen den gesundheitlichen Einfluß der "Nur-Hausfrauenrolle" - stärker oder schwächer - sichtbar werden lassen.

aa) Häufigkeit der Inanspruchnahme ärztlicher Dienste

Wie aus Tabelle GT 7 auf S. 525 von Teil I A des Forschungsberichtes über "Die Lage der Mütter in der Bundesrepublik Deutschland" hervorgeht ²⁾, unterziehen sich - sieht man von kleinen Teilgruppen ab - die Mütter genauso häufig einer ärztlichen Untersuchung wie die Väter. Allerdings waren 26% der Väter gegenüber nur 6% der Mütter zum Zeitpunkt der Erhebungen (1962/63 und 1964) s t ä n d i g in ärztlicher Behandlung. Eine solche "ständige" Behandlung kann sich aber beispielsweise durch eine Verletzung im Beruf ergeben, welche den gesundheitlichen Gesamtzustand wenig berührt.

Die Zahlen stützen keine These, wonach die soziale Rolle der verheirateten Mütter, die in der weit überwiegenden Zahl der Fälle keiner Erwerbstätigkeit nachgeht, eine

2) Junker, R.: Die Lage der Mütter in der Bundesrepublik Deutschland.- Teile I A, I B, II und III. Schriften des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge. Frankfurt am Main 1965, 1966, 1967 und 1968.
In den folgenden Texten der vorliegenden Expertise nur noch:
"Lage der Mütter Teil S."

gesundheitliche Schlechterstellung, verglichen mit den Vätern, zur Folge hat.

Dieser Schluß ließe sich nur dann nicht halten, wenn bewiesen würde, daß die Mütter weniger auf ihre Gesundheit achten als die Väter und bei gleichem Gesundheitszustand wesentlich seltener ärztliche Dienste in Anspruch nehmen.

Zu dieser Frage sind die verschiedensten Spekulationen möglich, eine große Zahl von Für und Wider.

Da sich aber 66% der Mütter an gesundheitlichen Fragen "stark interessiert" zeigen und nur etwa ein Zehntel Desinteresse erkennen läßt (Lage der Mütter Teil I A S. 405 ff.), ist eine wesentlich geringere Neigung, ärztliche Dienste in Anspruch zu nehmen, unwahrscheinlich. Die Zahl der "stark interessierten" Mütter ist im Vergleich zu anderen Interessengebieten - sieht man von den Fragen des Haushalts ab - bei den gesundheitlichen Fragen am größten (an Politik beispielweise waren nur 9% der Mütter "stark interessiert").

bb) Feststellungen bei der letzten ärztlichen Untersuchung

Bei den Auskünften von Müttern und Vätern auf die Frage nach den Feststellungen bei der letzten ärztlichen Untersuchung ergeben sich deutliche Unterschiede (Lage der Mütter Teil I A S. 526). Im Gesamtbild der Angaben über ärztliche Feststellungen erscheinen die Mütter gesundheitlich nicht oder nicht wesentlich mehr belastet als die Väter.

Die Mütter machten häufiger Angaben wie "nervöse Störungen", "Nervenkrankheiten" oder "vegetative Dystonie" : 9% der Mütter, 3% der Väter.

Die Väter machten häufiger Angaben über Erkrankungen des Magens: 9% der Väter, 3% der Mütter.

Die Väter erwähnten auch häufiger Lungenkrankheiten, Bronchialbeschwerden u.ä.: 6% der Väter, 1% der Mütter.

Alle genannten Unterschiede sind hoch signifikant. Sie müssen kritisch interpretiert werden, verlieren hierdurch aber nicht ihren Wert für das sozialhygienische Erkenntnisinteresse.

Folgende Teilinterpretation erscheint vertretbar:

Die Zahlen weisen auf soziale und anthropologische Faktoren, deren Gewichte und deren Zusammenspiel wohl nicht genau abzugrenzen sind. Als soziale Faktoren kommen in Betracht: Berufliche Belastungen (Beispiel Magengeschwür), Konsumgewohnheiten (häufiges Rauchen bei Männern begünstigt häufige Erkrankungen der Atemwege) oder Überforderungen und Unterforderungen bei Müttern ("nervöse Störungen").

Auf ausstehende Untersuchungen zur Klärung der hier berührten Zusammenhänge ist später hinzuweisen.

b) Vergleich von Gruppen von Müttern

aa) Erwerbstätige und nichterwerbstätige verheiratete Mütter

Auf die Frage, wie die häufigeren "nervösen Störungen" bei Müttern im Vergleich zu Vätern zu erklären sind, gibt der Vergleich von erwerbstätigen und nichterwerbstätigen Müttern einen Hinweis.

Zunächst: Nach der Häufigkeit der Inanspruchnahme ärztlicher Dienste unterscheiden sich erwerbstätige und nichterwerbstätige Mütter nicht oder nur wenig (Lage der Mütter Teil I A S. 448).

Man kann nach diesem Ergebnis weder auf gesundheitlich nachteilige berufliche Beanspruchungen noch auf das Fehlen eines adäquaten "Freiraums für die Selbstentfaltung" bei den nichterwerbstätigen Müttern schließen.

Da die erwerbstätigen Mütter durchschnittlich jünger sind als die nichterwerbstätigen könnte aber der etwa gleiche Umfang der Inanspruchnahme von ärztlichen Diensten durch berufliche Belastungen mitbedingt sein.

Nach den Auskünften von erwerbstätigen und nichterwerbstätigen Müttern auf die Frage nach der letzten ärztlichen Feststellung ergeben sich im Gesamtbild nur geringe Unterschiede. Bei einzelnen Positionen allerdings scheint der Faktor Erwerbstätigkeit deutlich zu werden (Lage der Mütter Teil I A S. 449).

Faßt man die Angaben über Herz- und Kreislaufkrankheiten sowie Erschöpfung zusammen, so sind die nichterwerbstätigen Mütter mit 21% gegen 17% der erwerbstätigen nur wenig stärker vertreten. Die häufigeren Angaben von Herz- und Kreislaufkrankheiten durch nichterwerbstätige Mütter sind mit Sicherheit durch das durchschnittliche höhere Alter dieser Gruppe mitbedingt, wie der Vergleich von Altersgruppen eindeutig zeigt (Lage der Mütter Teil I A S. 518, auch 527), die vergleichsweise häufigere Angabe von Erschöpfungszuständen bei erwerbstätigen Müttern mit großer Wahrscheinlichkeit durch die zusätzliche berufliche Belastung (6% erwerbstätige Mütter gegen nur 2% nichterwerbstätige, die Differenz ist signifikant).

Die erwerbstätigen Mütter scheinen etwas häufiger unter nervösen Störungen zu leiden (13% gegen 8%). Auf gesundheitlich belangvolle Arbeitsbedingungen der erwerbstätigen Mütter könnten die häufigeren Nieren- und Blasenkrankheiten (6% gegen 3%), die häufigeren Wirbelsäulenschäden/Bandscheibenschäden (4% gegen 2%), die häufigeren Erkältungen (14% gegen 11%) und die häufigeren Unfälle/Verletzungen (6% gegen 2%) hinweisen.

Dennoch bleiben im Gesamtbild die Unterschiede zwischen erwerbstätigen und nichterwerbstätigen Müttern gering bis unbedeutend. Man muß sich hier klarmachen, daß vergleichsweise kleine, in der isolierten Betrachtung aber "groß" erscheinende Gruppen vom Erwerbsleben her oder durch eine Nur-Hausfrauenrolle gesundheitlich stark betroffen sein können. Hieraus ergibt sich in der Alltagsrealität - so auch bei sozialwissenschaftlich ungenügend geschulten Ärzten - leicht der Fehler der "Verwechslung des Eindrucksvollen mit dem Typischen".

Man muß sicherlich - unter anderem - berücksichtigen, daß eine erwerbstätige Mutter eher geneigt sein wird, wegen Erschöpfung den Arzt aufzusuchen, als eine nichterwerbstätige Mutter; der Arzt ermöglicht ihr, vorübergehend der Erwerbsarbeit fern zu bleiben.- Der Anteil derjenigen, die sich überfordert fühlen (sozialmedizinische Reihenuntersuchungen 1964/65 und

1967 von verheirateten Müttern bis zu etwa 45 Jahren, Lage der Mütter Teil I A S. 535, Teil II S. 504) ist bei erwerbstätigen und nichterwerbstätigen Müttern etwa gleich groß. Auch nach dem Ernährungszustand und einer Untersuchung auf Herzgeräusche ergeben sich keine oder nur geringe Unterschiede (Teil I A S. 534 und 533, Teil II S. 503).

Bei den West-Berliner Müttern hat der statistische Faktor Erwerbstätigkeit eine bemerkbar negative Wirkung auf die Häufigkeit von Herzgeräuschen (wie Teil II S. 502 zeigt, wirkt der regionale bzw. "atmosphärische" Unterschied - Großstadt Berlin gegen ländlich-mittelstädtisches Unterfranken - stärker). Dieses Ergebnis weist auf einen zentralen Schluß, der von vielen anderen Ergebnissen her, durch die gegenseitige Bestätigung dieser Ergebnisse nahegelegt wird:

Die verheirateten Mütter sehen sich durch das gleichzeitige volle Wahrnehmen von familiären und Berufsrollen überfordert und entscheiden sich im allgemeinen für die familiäre Rolle als Hauptaufgabe; am Erwerbsleben nehmen sie in dem Maße teil, wie dies ohne erhebliche gesundheitliche Nachteile möglich erscheint. Ihre Erwerbsquote scheint sich auf eine "Grenze" der Belastung eingespielt zu haben und einzuspielen, jenseits deren gesundheitliche Beeinträchtigungen deutlicher werden. Einzelne Gruppen leben - z.B. unter wirtschaftlichem Druck - hart an der Grenze oder müssen sie sogar überschreiten. Diese Gruppen scheinen in West-Berlin größer zu sein - der höheren Erwerbsquote im Vergleich zum übrigen Bundesgebiet entsprechen im statistischen Kollektiv häufigere Symptome gesundheitlicher Belastung.

Die so beschriebene Anpassung der verheirateten Mütter - es muß zunächst unerörtert bleiben, ob diese Art von Anpassung als gesellschaftspolitisch wünschenswert und sozialhygienisch optimal anzusehen ist - erfolgt aus individuellen Situationen und unter Berücksichtigung individueller Voraussetzungen der Person und drückt sich deutlich in den sehr unterschiedlichen Wochenstundenzahlen aus, die nach

den jeweiligen Bedürfnissen zu senken mit steigendem Wohlstand leichter fällt (Professor Piotrowski, Warschau, auf einer Expertentagung der Vereinten Nationen im Oktober/November 1968 in Liblice bei Prag über sozialpolitische Programme und Maßnahmen zugunsten der erwerbstätigen Mütter - der Verfasser der vorliegenden Expertise war an dieser Tagung beteiligt -: "Teilzeitarbeit ist eine Sache reicher Gesellschaften.").

Tabelle U 4 b auf Seiten 212 von Teil I B Lage der Mütter bestätigt im Vergleich der Ergebnisse von voneinander unabhängigen repräsentativen Erhebungen, wie stark die Prozentzahlen über Wochenstunden im Erwerbsleben über eine sehr differenzierte Tabelle - von "bis 5 Wochenstunden" und "6 bis 10 Wochenstunden" bis "49 oder mehr Wochenstunden" - streuen.

Auf "kritische Gruppen" der erwerbstätigen und nichterwerbstätigen Mütter - kritisch unter sozialhygienischen Gesichtspunkten - weisen zahlreiche weitere Ergebnisse repräsentativer Erhebungen hin. Die Gesamtgruppe der erwerbstätigen Mütter drückt bemerkbar häufiger als die Gesamtgruppe der nichterwerbstätigen Mütter Zufriedenheit mit dem Einkommen aus (71% gegenüber 59% fanden das Einkommen ausreichend, Lage der Mütter Teil I A S. 436), aber hinsichtlich der a l l g e m e i n e n wirtschaftlichen Lage der Familie ("...Einkommen... Aufstiegsmöglichkeiten usw. ...") äußern sich die erwerbstätigen Mütter der Repräsentativstichprobe etwas weniger häufig zufrieden (16% gegenüber 12% "nicht so zufrieden", Teil I A S. 438). Diese Diskrepanz unterstreicht die allgemeine Erkenntnis, daß das soziale Wohlbefinden nicht allein am Einkommen gemessen werden kann, und läßt vermuten, daß eine Teilgruppe der erwerbstätigen Mütter unter ernsteren Rollenkonflikten leidet. 42% der erwerbstätigen Mütter fanden 1962/63 die Erwerbstätigkeit generell "nicht richtig" (sie wählten nicht die Antwortmöglichkeiten "richtig" oder "nur in bestimmten Lebensabschnitten richtig"); hinsichtlich dieser Einstellungen bestanden zwischen erwerbstätigen und nichterwerbstätigen

Müttern nur geringe Unterschiede.

Die Mehrzahl der verheirateten Mütter einer Repräsentativerhebung von 1964/65 in West-Berlin - Höchstalter Jahre - wäre lieber nicht erwerbstätig gewesen (Teil I S. 190).

Die negativen gesundheitlichen Wirkungen solcher "Konflikte" zwischen Realität und Wünschen sind offenbar nach der Zahl der Fälle und ihrer Stärke im Einzelfall begrenzt. Dies ist auch nach typischen und meist unwillkürlich einsetzenden Entlastungsreaktionen - eine solche ist beispielsweise das "Sichabfinden", die Büberhaltung oder die Identifikation mit fremden Zielen - zu erwarten.

Zusätzliche gesundheitliche Belastungen bei erwerbstätigen Müttern haben ihre Ursache, so muß vermutet werden, weniger in innerseelischen Konflikten als in körperlicher und "nervlicher" Mehr- und Überbeanspruchung. Von den erwerbstätigen Müttern einer Repräsentativstichprobe von 1962/63 hatten 43% eine durchschnittliche Nachtruhe von weniger als 8 Stunden, von den nichterwerbstätigen Müttern nur 23% (diese 23% machen aber eine weit größere absolute Zahl aus als die 43%!). 41% der erwerbstätigen Mütter, aber nur 13% der nichterwerbstätigen mußten mit weniger als 5 Stunden für Hausarbeit und Einkaufen auskommen (allerdings hatten 47% der erwerbstätigen und nur 29% der nichterwerbstätigen Mütter regelmäßige Hilfe durch Familienmitglieder im Haushalt). Mehr als die Hälfte der erwerbstätigen Mütter und nur ein Zehntel der nichterwerbstätigen hatten regelmäßig oder häufig am Wochenende Hausarbeiten nachzuholen (Teil I A S. 442 ff.).

Es finden sich keine Anhaltspunkte für eine Begünstigung oder Reduzierung von Konflikten in Ehe und Familie durch Erwerbstätigkeit, aber 70% der erwerbstätigen Mütter gegenüber nur 21% der nichterwerbstätigen wünschen mehr Zeit für die Kinder (Teil I A S. 467). Auf die Interviewer wirkten 17% der erwerbstätigen gegen nur 6% der nichterwerbstätigen Mütter "gehetzt" (Teil I A S. 480).

Die etwas größeren Prozentsätze von nervösen Störungen, von Wirbelsäulenschäden oder von Verletzungen bei erwerbstätigen Müttern dürften also mit einem Mehr an realen ä u s - s e r e n Belastungen in Zusammenhang stehen.

Diese Interpretation wird durch den Vergleich von verheirateten Müttern in bäuerlichen und verheirateten Müttern in nichtbäuerlichen Familiengestützt. Im Sommer 1963 mußten nahezu vier Zehntel der Landmütter ihren Haushalt in weniger als vier Stunden bewältigen, im Winter, wenn im landwirtschaftlichen Betrieb weniger Arbeit anfällt, nur 9%. Im Sommer setzten 63% acht oder mehr Stunden für Stall- und Feldarbeiten ein, im Winter nur 9% (Teil I A S. 497 und 500). Die Landmütter vermissen in gleichem Maße wie die erwerbstätigen Mütter in nichtbäuerlichen Familien Zeit für die Kinder.

Die Häufigkeit von Sorgen bei den verheirateten Müttern in bäuerlichen Familien ist deutlich von der Schwere der körperlichen Arbeit beeinflusst; von den Müttern, die sich "viel Sorgen" machten, fühlten sich 40% durch die Arbeit auf dem Hof s e h r angestrengt, von denen, die sich "nur ab und zu" oder "überhaupt keine Sorgen" machten, weniger als 28%. Dagegen besteht nur ein sehr schwacher Zusammenhang zwischen der Häufigkeit von Sorgen und dem Grad der Zufriedenheit mit der Höhe des Einkommens (Teil I A S. 550).

Je mehr Wochenstunden die Mütter aus nichtbäuerlichen Familien erwerbstätig sind, um so höher sind die Prozentsätze derer, die unter Herz- und Kreislaufkrankheiten oder Erschöpfung/Abgespanntheit leiden. Mit der Zahl der Wochenstunden steigt der Anteil derer, die vor weniger als 9 Tagen den Arzt aufsuchten - von 9% über 15% auf 37% bei 41 oder mehr Wochenstunden (Teil I A S. 275 ff.).

Auf Spätfolgen von körperlichen Überforderungen bei Müttern in bäuerlichen Familien könnte ein repräsentativer Vergleich auf Grund von Erhebungen der Jahre 1962/63 hinweisen: 11% der verheirateten Mütter in bäuerlichen Familien

und nur 3% der verheirateten Mütter in nichtbäuerlichen Familien - in beiden Fällen Mütter, die 45 Jahre oder älter waren - gaben Frauen- bzw. Unterleibserkrankungen an; 4% gegen 1% Erschöpfung. Diese Unterschiede sind signifikant.

Unabhängig von bäuerlichem und nichtbäuerlichem Lebensrahmen und unabhängig von Erwerbstätigkeit und Nur-Hausfrauenrolle fühlten sich rund acht Zehntel der Mütter einer Repräsentativstichprobe von 1964/65 - Höchstalter etwa 45 Jahre - "geborgen" (nicht "fühle mich nicht so richtig geborgen"; Teil I A S. 539).

Nach diesen und anderen Ergebnissen ist wohl, betrachtet man die Faktoren Erwerbstätigkeit und Nur-Hausfrauenrolle, davon auszugehen, daß die sozialen Ursachen von gesundheitlichen Beeinträchtigungen bei verheirateten Müttern weniger in einer als konflikthaft gefühlten Hemmung der "Selbstentfaltung" als in objektiven Überforderungen liegen, die sich nach Art und Umfang der Arbeitsbeanspruchung beschreiben lassen. Hierbei können objektive Überforderung und Gefühl des Überfordertseins durchaus differieren. Die "nervliche" Erschöpfung kann Folge körperlicher und geistiger Beanspruchung sein und muß nicht aus "innerseelischen Konflikten" folgen, aber Situationen der permanenten Überforderung können innere Konflikte auslösen, und innere Konflikte können wieder Reaktionen des Individuums - unbewußte und bewußte - hervorrufen, welche aktuelle seelische Spannungen und ihre somatischen Folgen zu reduzieren geeignet sind (z.B. Verdrängung, Rationalisierung usw.); die soziale Umgebung kann - beispielsweise durch Zuspruch - konfliktmindernd wirken, oder durch Unverständnis Konflikte verstärken.

Vergegenwärtigt man sich diese Zusammenhänge, aus denen sehr komplexe Prozesse folgen können, so ergibt sich zweierlei:

- a) Welche gesundheitliche Wirkung im Endergebnis entsteht, läßt sich nur schwer abschätzen, zumal Situationen, die als belastend empfunden werden, in vielen Fällen bald verlassen bzw. günstiger gestaltet werden können; man paßt sich selbst

an und paßt die Bedingungen an (beispielsweise durch Reduzierung der Wochenstundenzahl im Erwerbsleben oder durch Wechsel des Arbeitsplatzes).

b) Da es unmöglich ist, "konfliktfreie" individuelle und soziale Situationen absolut und auf Dauer zu sichern, und da ein derartiges Streben nach "Freiheit von Konflikten" in unserer Gesellschaft unter mehreren Aspekten nicht wünschenswert erscheint - es würden beispielsweise in großem Umfang die quantitativen und qualitativen produktiven Effekte der Leistungskonkurrenz entfallen -, sind K u l t u r f r a g e n zu beantworten, sind W e r t e n t s c h e i d u n g e n zu treffen, welche o h n e auffällige gesundheitliche Folgen und ebenso von großer gesundheitlicher Bedeutung sein können. Die Identifikation mit einem bestimmten Kulturziel kann seelische Entlastung - Harmonisierung - und gleichzeitig körperliche Überforderung bedeuten; eine Vielfalt anderer Beispiele könnte angeführt werden.

Daher erscheint es sozialhygienisch unzweckmäßig, als konstitutives Merkmal der "Gesundheit" die "Selbstentfaltung" hervorzuheben und die "Gesundheit" als "soziale Rolle zu definieren, so zweckmäßig eine solche Definition für bestimmte soziologische oder sozialpsychologische Analysen sein mag. (Es gibt quietistisch eingestellte Völker, die nach unseren Begriffen jeder "Selbstentfaltung" abgewandt leben und trotzdem nicht als krank erscheinen.)

Die Unterscheidung zwischen der "Gesundheit" und ihren Voraussetzungen sollte - nicht zuletzt um der Förderung der Gesundheit willen, die nach wissenschaftlichen ^{Kriterien} bestimmbar sein muß - sorgfältig beachtet bleiben; das Ineinssetzen von "Gesundheit" und "Selbstentfaltung" oder "Selbstverwirklichung" bringt in einem Übermaß Werturteile, bringt Imponderabilien und analytisch außerordentlich störende Unklarheiten ins Spiel. Wesentlich neutraler bzw. objektiver und verwertbarer erscheint die Feststellung Schuberts, wonach die K o n -

t i n u i t ä t der Anforderungen an sich selbst das gesundheitlich Entscheidende im "Beruf" wie in der "Freizeit" ist.³⁾ Kontinuität und Nicht-Kontinuität sind aber nicht identisch mit erwerbstätig und nichterwerbstätig, und sie sind in den verschiedensten sozialen Feldern realisierbar. Die rechtzeitige Einübung in diese Kontinuität und die soziale Beweglichkeit zur Sicherung dieser Kontinuität sind besonders wichtig für die "4.Phase" im Leben der Frau (sie hat nach dem 60. Lebensjahr im Durchschnitt noch nahezu zwei Jahrzehnte zu leben!).

Die gesundheitspolitischen Schwierigkeiten und Gefahren, die durch ein Ineinssetzen von "Gesundheit" und "Selbstentfaltung" entstehen, lassen sich am warnenden Beispiel der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik ablesen (Denken und Volksempfinden hatten "gesund" zu sein usw.).- Wie oft hat das Streben nach "Selbstentfaltung" Krankheit im Sinne objektiv feststellbarer Funktionsstörungen zur Folge, und wer soll im vorhinein entscheiden, was "richtige", "falsche" oder "übertriebene" usw. "Selbstentfaltung" ist?

Auf körperliche und seelische Überforderung durch zusätzliche Erwerbstätigkeit, auf die "Doppelbelastung" von verheirateten Frauen hat man in den fünfziger Jahren und in der ersten Hälfte der sechziger Jahre - sicherlich nicht unbeeinflusst von unkritisch tradierten Leitbildern der "Mutter" - immer wieder hingewiesen. An Hand von Teilgruppen der erwerbstätigen Mütter wurden gesundheitliche Beeinträchtigungen und Schäden herausgestellt.⁴⁾ Hieran anknüpfend tauchten dann in der Diskussion außerordentlich allgemeine Begründungen auf, welche die Breite der Wirklichkeit beschreiben sollten und mit gesellschaftspolitischem Pathos verbreitet wurden, ohne daß die implizierte sachliche Legitimierung vorhanden war. So wurde von der "seelischen Belastung", welche mit der Erwerbstätigkeit der "doppelt belasteten" Mütter verbunden sei, auf mangelndes Wohlbefinden und fehlende Daseinsfreude etc. in den Familien der erwerbstätigen

3) Schubert, R.: Grundsätzliche Fragen der heutigen Gerontologie.- Referat während des X.Kongresses der Deutschen Zentrale für Volksgesundheitspflege e.V. am 20. und 21.10.1966 in Frankfurt/Main.

4) Z.B. Kleine, H.O.: Zivilisationsschäden der Frau.- Lüneburg 1956. (Ferner Haase, v.Harnack u.a.)

Mütter geschlossen. Auch die Vernachlässigung der Kinder ("Millionen Schlüsselkinder") war ein viel mißbrauchtes Thema.- Eine Reihe von Begriffen und Begriffsbezeichnungen, die in diesen Diskussionen verwendet wurden, muß als untauglich betrachtet werden, zu Grundlagen für eine realitätsgerechte und wirksame Gesundheitspolitik hinzuführen.

Die weiter oben angeführten Ergebnisse der Forschung "Lage der Mütter", welche - im Vergleich mit verheirateten Vätern - häufigere nervlich-seelische Beeinträchtigungen des Gesundheitszustandes bei verheirateten Müttern vermuten lassen, stehen im Einklang mit der Statistik der gesetzlichen Krankenkassen.⁵⁾ (Bei diesen und verwandten in- und ausländischen Statistiken muß der sogenannte "unechte Krankenstand", der bei erwerbstätigen Müttern höher ist als bei erwerbstätigen Vätern, stets beachtet bleiben.)

Auch die Prüfung des Materials über ärztliche Feststellungen, wie sie in Verbindung mit Kur- und Erholungsaufenthalten von Frauen in Müttergenesungsheimen anfällt, zeigt einen auffallend hohen und wachsenden Anteil von nervösen und nervös getönten Störungen. Nach einer Erhebung, die für die Gesamtheit der im Frühjahr 1967 in Heimen des Deutschen Müttergenesungswerks weilenden Mütter hinreichend repräsentativ war, stellte der Arzt in etwa 8/10 der Fälle neurologische oder psychiatrische Erkrankungen (nervöse Erschöpfungszustände, vegetative Dystonien, Depressionen etc.) fest. Etwa 6/10 aller Mütter waren Überforderungen durch Alltagspflichten ("... den ganzen Tag über angespannt und ... bis zum Abend doch nicht fertig ...") ausgesetzt gewesen, etwa 50% dieser 6/10 permanente Überforderungen. Dabei lagen die Erwerbsquoten dieser Gruppen von Müttern noch unter den allgemeinen Erwerbsquoten der Mütter.

6) Nach langjährigen Beobachtungen des Deutschen Müttergenesungswerks erscheinen die nichterwerbstätigen Mütter nicht gesünder als die erwerbstätigen. Was die Forschung "Lage der Mütter" erbrachte, deckt sich "mit den Erfahrungen der Müttergenesungsfürsorge ..."⁷⁾

Bevor eine abschließende Antwort auf die Fragen versucht wird; welche die ERSTE HYPOTHESE impliziert, soll die Wirkung weiterer

5) Statistik der gesetzlichen Krankenkassen über Arbeitsunfähigkeitsfälle und -tage nach Krankheitsarten 1961, 1962 und 1963. Bonn 1966 (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung).

sozial relevanter Faktoren auf die gesundheitliche Verfassung von Müttern untersucht werden.

bb) Zahl der Kinder und Gesundheit der Mütter

Nach bundesrepräsentativen Feststellungen von 1962/63 ist die Zufriedenheit der verheirateten Mütter mit der Höhe des Familieneinkommens um so geringer, je mehr eigene Kinder sie in ihren Haushalten haben. Die Zahl der Kinder im Haushalt hat aber keinen oder nur geringen Einfluß auf die Größe der Erwerbsquoten (da vom Alter der Kinder bei dieser Auswertung abgesehen wurde). (Lage der Mütter Teil I A S.343 und 347.) Je mehr Kinder die Mütter im Haushalt hatten, um so weniger Nachtruhe gaben sie an (unter 8 Stunden: 20%, 22%, 29%, 39%), und um so seltener konnten sie sich eine Mittagsruhe gönnen (keine Mittagsruhe: 68%, 78%, 79%, 88%). Am Abend müde und abgespant von der Arbeit fühlten sich bei 1 Kind 57%, bei 2 Kindern 64%, bei 3 oder mehr Kindern 75%. Die Kinder als Quellen der stärksten Belastung hoben steigend mit der Zahl der Kinder hervor: 16%, 26%, 43% und 54%. Am Wochenende hatten Hausarbeiten regelmäßig oder häufig nachzuholen 31% bei 3 und mehr Kindern gegenüber 14-17% bei den anderen Müttern.

Deutlich nehmen aber auch die Häufigkeiten der Mithilfe durch Familienmitglieder, Dienstpersonal und sonstige Personen mit der Zahl der Kinder im Haushalt zu: 32%, 37%, 40%, 50%. (Teil I A S.351 ff.)

Auch die subjektive Nervosität ist von der Zahl der Kinder im Haushalt bemerkbar beeinflusst. Unter den angegebenen Ursachen der subjektiven Nervosität werden mit der Zahl der Kinder im Haus-

- 6) Siehe anliegenden Materialband mit "Statistischen Daten aus Heimen des Deutschen Müttergenesungswerks, Repräsentativerhebung 1967" (Vervielfältigungen des DIVO-Instituts), S. 21, 11, 7.

Die Zahlen in diesem Band sind nur zum internen Gebrauch bestimmt.

- 7) Nold, L.: Frauen heute. Ein Beitrag zur Diskussion.- Nürnberg 1967, S.62.

halt ansteigend u.a. folgende hervorgehoben:

	Keine i.H.	1 K.	2 K.	3 K. oder mehr
Zu viel Arbeit / zu große Belastungen (allgemein)	16%	19%	21%	34%
Berufliche Belastung	10%	8%	9%	8%
Überbeanspruchung durch Hausarbeit	8%	11%	11%	15%
Beanspruchung durch Kinder	9%	9%	21%	29%
Zu kleine / enge Wohnung	1%	2%	6%	10%
	44%	49%	69%	96%

Diese Zahlen enthalten Mehrfachnennungen.

(Lage der Mütter Teil I A S.359 f.)

Mütter mit 3 oder mehr Kindern nahmen bemerkbar häufiger den Arzt in Anspruch als Mütter mit einer geringeren Zahl von Kindern. Die kinderreichen Mütter gaben am seltensten an, völlig gesund zu sein (hier könnte aber der Faktor Alter eine Rolle spielen). Sie berichteten häufiger von Herz- und Kreislaufkrankheiten, welche der Arzt festgestellt habe, und deutlich häufiger - explizit - von Erschöpfung: 1%, 3%, 6% (bei 3 oder mehr Kindern). (Teil I A S.361 ff.) Sie hatten den größten Anteil derer, die noch nie in Urlaub gefahren waren (45%). Sie kommen am seltensten zum Spazierengehen und Lesen, und sie beschäftigen sich am meisten mit den Kindern (Spielen, Schularbeiten); sie sind am wenigsten mit dem Maß der Zeit, das für die Kinder zur Verfügung steht, zufrieden: 26%, 27% und 44% (3 oder mehr Kinder) möchten mehr Zeit für die Kinder haben. (Teil I A S.364, 366, 390.)

Die Erfahrungen mit einer größeren Zahl von Kindern ändern nichts an der Einstellung zum "Lebensinhalt einer Frau". Ansteigend mit der Zahl der Kinder im Haushalt sehen 79%, 83% und 85% den Lebensinhalt einer Frau in erster Linie im "Heiraten und für Mann und Kinder sorgen" und nicht in erster Linie in einem Leben im Dienste der Gemeinschaft oder in einem Leben, daß man sich derart einrichtet, daß man von niemandem abhängig ist. (Teil I A S.397.)

Sieht man von häufigeren Meinungsunterschieden hinsichtlich des Haushalts mit wachsender Zahl der Kinder ab - das Geld wird relativ knapper -, so ist nach einer Reihe von Indikatoren kein oder kein erheblicher Einfluß der Kinderzahl auf die Alltags- und Freizeitbeziehungen der Ehepartner - auf das eheliche "Klima" - festzustellen. Die Vielfalt der Aufgaben führt allerdings in der Freizeit etwas häufiger auseinander.-Mit steigender Kinderzahl ändern sich die Erziehungsziele nur wenig; einer leichten Zunahme der Häufigkeit, zu der das "Gehorchen" betont wird (21%, 25%, 29%), ist keine große Bedeutung beizumessen, denn je größer die Zahl der Kinder, um so schwerer wird es in der Realität, "partnerschaftliche" Erziehungsmethoden immer und überall durchzuhalten. (Teil I A S.386.)

Ein wenig häufiger wird mit steigender Kinderzahl auch gefordert, daß der Ehemann mit den Kindern strenger oder weniger streng sein soll (nicht: "verhält sich gerade richtig"). Entsprechend kommt der Wunsch nach einer besseren Ehe mit zunehmender Zahl der Kinder - auf die Frage nach dem "sehnlichsten Wunsch" - etwas stärker hervor: 5%, 8%, 15%. (Teil I A S.416.)

Im Rahmen von repräsentativen Reihenuntersuchungen von Müttern - Höchstalter 45 Jahre - ergaben sich im Vergleich nach der Zahl der Kinder im Haushalt bemerkbare Unterschiede nach den Häufigkeiten, zu denen die Fragen nach Beschwerden bejaht wurden:

	1 K.i.H.	2 K.	3 K.	4 oder mehr K.
Fußschmerzen	15%	15%	18%	20%
Wadenschmerzen	15%	19%	21%	25%
Gliederreißen, Steifigkeit oder Anschwellen von Gelenken	9%	17%	15%	19%
Einschlafen der Arme, "Ameisenlaufen"	27%	38%	36%	46%
	66%	89%	90%	110%

Diese Zahlen enthalten Mehrfachnennungen.

(Teil I A S.515-18.)

Nach den ärztlichen Diagnosen auf Grund dieser und anderer Angaben über Beschwerden (und in Verbindung mit körperlichen Untersuchungen) ergaben sich im Vergleich nach der Zahl der Kinder keine bemerkenswerten Unterschiede; mit Spätfolgen muß gerechnet werden.

cc) Repräsentative Hinweise auf die gesundheitliche Verfassung von alleinstehenden Müttern

Die geschiedenen, getrennt lebenden und ledigen Mütter geben deutlich häufiger an, nervös zu sein, als die verwitweten und verheirateten Mütter ("häufig nervös": 42%, 51%, 40% - 33%, 39%). Unter den angegebenen Ursachen der Nervosität tauchen die beruflichen Belastungen bzw. die "Doppelbelastung" bei den geschiedenen und ledigen Müttern besonders häufig auf. (Lage der Mütter Teil II S.508 ff.)

Von den alleinstehenden Müttern dieser für das Bundesgebiet repräsentativen Stichprobe von 1967 waren 70% der Geschiedenen, 54% der Getrenntlebenden, 86% der Ledigen und nur 30% der Verwitweten erwerbstätig. Die Mehrzahl der erwerbstätigen alleinstehenden Mütter wäre lieber nicht erwerbstätig gewesen (Teil II S. 147 ff). Die Mehrheit der alleinstehenden Mütter ist auch nicht der Ansicht, daß die Berufsarbeit dem Leben mehr Sinn gibt als "die Aufgaben daheim" (S.150).

Bei der schon angeführten Repräsentativerhebung in Müttergenesungsheimen von 1967 - siehe den beiliegenden Materialband (Zahlen nur zum internen Gebrauch) - äußerte die Gruppe der Geschiedenen, Getrenntlebenden und Ledigen (allerdings nur 40 Fälle) wesentlich häufiger Sorgen als die Gruppe der Verheirateten. Die erste Gruppe wirkte weit häufiger "gehetzt" oder (und) "müde oder abgespannt" oder (und) "gleichgültig" (S.27).

Die Ursachen ihrer gesundheitlichen Mängel führte die Gruppe der Geschiedenen, Getrenntlebenden und Ledigen (nur wenige Ledige) wesentlich häufiger als die anderen Gruppen der Mütter auf "seelische Belastungen", Eheschwierigkeiten und "familiäre Sorgen" zurück (S.29).

2. Wirkungen psychischer Belastungen auf die gesundheitliche Verfassung im Phasenablauf des Familienlebens und ausstehende Untersuchungen

Die bisherigen empirischen Nachweise zeigten u.a. gesundheitlich belangvolle Wirkungen der Faktoren Erwerbstätigkeit und Kinderzahl. Diese Wirkungen wurden primär mit äußeren Belastungen in Beziehung gesetzt. Hieraus darf nun nicht gefolgert werden, daß die psychosomatischen Zusammenhänge weitgehend vernachlässigt werden können. Es wird nur behauptet, daß sich die Frauen und Familien unter den gegebenen Bedingungen (zu denen auch Bildungsgrad, Gewohnungen und Normen gehören) im Sinne der Vermeidung gesundheitlicher Beeinträchtigungen weitgehend anpassen konnten und angepaßt haben.

Daß ein Zusammenhang zwischen psychischen Belastungen und gesundheitlichen Mängeln besteht, zeigten auch die Ergebnisse der Forschung "Lage der Mütter". Schwer zu beantworten ist allerdings die Frage, inwieweit Sorgen und Ängste nicht Ursache von Beschwerden und Krankheiten, sondern ihre Folge sind. Schon an früherer Stelle wurde auf einen deutlichen Zusammenhang zwischen psychischer Belastung und dem Ausmaß der täglichen körperlichen Arbeit hingewiesen.- Die Seiten 545 ff von Teil I A Lage der Mütter und die Seiten 505 ff von Teil II zeigen einen deutlichen - statistischen! - Zusammenhang zwischen Beschwerden und Gefühlen der Ungeborgenheit bzw. Sorgen der Mütter, deren Höchstalter etwa 45 Jahre war. Dieser Zusammenhang kehrt, allerdings abgeschwächt, in den entsprechenden ärztlichen Diagnosen (erstellt in Verbindung mit körperlichen Untersuchungen) wieder.

Es besteht ferner ein deutlicher Zusammenhang zwischen dem Grad der subjektiven Nervosität und dem Maß der Sorgen, und es besteht ein schwacher Zusammenhang zwischen Sorgen und Zufriedenheit mit dem Einkommen, außerdem ein schwacher Zusammenhang zwischen Sorgen und Wunsch nach häufigeren Gesprächen mit dem Ehemann. Die Schichtenzugehörigkeit scheint für das Maß der bewußten Sorgen nur von geringer oder ohne Bedeutung zu sein. Vieles spricht dafür, daß die objektiven oder subjektiven Schwierigkeiten, den Alltagsanforderungen in der individuellen Lage

zu genügen - Anforderungen körperlicher und geistiger Art sowie der rechtzeitigen inneren Umstellung und Anpassung -, in großem Maße Sorgen und Ungeborgenheitsgefühle auslösen.

Wie Tabelle GT 18 b auf Seite 540 von Teil I A Lage der Mütter zeigt, wird die Ungeborgenheit von den betroffenen Müttern in erster Linie durch Hinweise auf die wirtschaftlich-wohnungsmäßig-arbeitsmäßige Lage und erst in zweiter Linie durch die mangelnde Zeit des Mannes, sein Verhalten und seine fehlende Einsicht erklärt. Schlechte wirtschaftliche und unbefriedigende Wohnverhältnisse sind aber oft eine Quelle ehelicher Spannungen wie der zusätzlichen Arbeitsbelastung.

Mangelndes Einkommen und arbeitsmäßige Überforderung müssen unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen als Ausdruck einer unangepassten Lebensplanung bzw. als mangelnde Realisierung von realitätsgerechten Lebensplänen, als Mangel an rationalen Fähigkeiten - in durchaus objektiver Betrachtung, keinesfalls moralisierend - interpretiert werden. Daher kommt man, da Faktoren wie Erwerbstätigkeit, Nur-Hausfrauen-Rolle und Kinderzahl für sich genommen nicht auf die entscheidenden Erklärungen führen, den sozialhygienisch bedeutsamen Hilfen am nächsten, wenn man die Konflikte näher untersucht, die sich im Lebensablauf zeigen. Viele empirische Daten deuten auf eine "kritische Lebensmitte" der Frauen und Familien hin (Junker, Lage der Mütter).

Vergleiche von Altersgruppen bestätigen die Notwendigkeit eines solchen Ansatzes. In einer Vorlage des Verfassers der vorliegenden Expertise, die im Anschluß an eine Sitzung des Arbeitskreises "Arbeitsvorhaben im Rahmen der Frauenenquete" der Deutschen Zentrale für Volksgesundheitspflege vom 7. Juli 1969 entstand, wird auf den Seiten 13 ff an Hand empirischer Daten gezeigt, wie sich unter den heutigen Bedingungen die Situation der Mütter nach der Lebensmitte hin in sehr vielen Fällen krisenhaft zuspitzt (z.B. Anwachsen der "häufigen Nervosität" von 31% auf 59%); die Photokopie dieser Vorlage, die lediglich für den internen Gebrauch bestimmt ist, liegt bei. Sie enthält u.a. auch Vorschläge von Forschungen. Der Verfasser hat sich seit 1967/68 auf vielen Wegen bemüht, eine Untersuchung der "kritischen Mitte" anzuregen. Nach der Überwindung großer personeller Schwierigkeiten sind alle Unternehmungen an der Nichtbewilligung von finanziellen Mit-

teln - im Zuge allgemeiner Sparmaßnahmen - gescheitert. Konkrete Bemühungen, das angestrebte Projekt vorzubereiten, waren bereits in den psychologischen Instituten der Universitäten Würzburg und Bonn - dort mit einem veränderten Ansatz - im Gange gewesen. Für repräsentative empirische Forschungen würde es zunächst wichtig sein, Begriffe von Konflikten zu entwickeln, die der empirischen Nachprüfung in größerem Stil zugänglich sind.- Allgemein wurde das erstrebte Projekt als sehr wichtig bezeichnet.

Auf die Folgen eines unzeitgemäßen Phasenablaufs im Leben der verheirateten Frauen und ihrer Familien, auf Ermüdungserscheinungen, Identitätskrisen und Resignationen deuten die Stellungnahmen eines repräsentativen Querschnitts der Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik vom Februar 1967 zur Frage der "dritten Phase" hin; diese Stellungnahmen sind in Tabelle A 7 von Seite 369 f in Teil II Lage der Mütter wiedergegeben.

Stellungnahme zu den HYPOTHESEN ZWEI bis ZEHN

Um zur ERSTEN HYPOTHESE hinreichend Stellung nehmen zu können, waren auch Zusammenhänge anzuführen, die für die nachfolgenden Hypothesen von Belang sind. Diese Zusammenhänge und auch die Stellungnahmen zu Fragen des Schreibens der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung vom 17.9.1971 - 29.10.1971 - sollen im einzelnen nicht wiederholt werden.

Die repräsentativen empirischen Ergebnisse bestätigen, daß die große Zahl der Frauen über keine hinreichende "berufliche und soziale Zukunftsplanung" (HYPOTHESE ZWEI) verfügt. Es erscheint aber nicht sachgerecht, von einem "Verzicht" auf eine solche Planung zu sprechen, denn die Frauen verfügen nicht über jenes Maß sozialer Bildung und Anregung, das für zeitgerechte und begründete Lebensplanungen erforderlich ist; sie können nicht auf etwas verzichten, was ihnen unbekannt oder nur mangelhaft bekannt ist.

Die empirischen Ergebnisse bestätigen das weitgehende Fehlen der Voraussetzungen für ein außerfamiliäres Engagement in der sogenannten "dritten Phase".

Die These, daß die moderne Technik die Frauen im Haushalt entlastet und damit für außerfamiliäre Aufgaben freistellt, muß als Halbwahrheit bezeichnet werden. In dem Maße, wie im Haushalt Zeit und Kraft eingespart werden, wendet sich die Aufmerksamkeit bislang nicht befriedigten oder neu erwachenden Bedürfnissen - u.a. in der Erziehung - zu; eine ständige Bedürfnisverfeinerung ist im Gange. Für den sinnvollen und zeitsparenden Gebrauch technischer Hilfen sind zudem Mütter wie Väter im allgemeinen nicht genügend vorgebildet. Das Problem der häuslichen Entlastung ist weniger ein Problem der technischen Ausstattung als der Befähigung zu rationalem Denken und Handeln, zum Organisieren und Planen und zur sachgerechten, an den Funktionen der Familie - primär den erzieherischen - orientierten Aufgabenverteilung - HYPOTHESE DREI -; die "partnerschaftliche Arbeitsteilung" und Spezialisierung setzt u.a. gleiche Vorbildung von Mann und Frau für die familiären Aufgaben, eine hinreichende gemeinsame Einübungszeit in der ersten Phase der Ehe - siehe das Modell in der Stellungnahme zu den Fragen des Briefes der Bundeszentrale vom 17.9.1971 - und gleiche Möglichkeiten der beruflichen Bildung, Ausbildung und Einübung voraus.

Es bedarf besonderer "Freiräume zur Selbstentfaltung" der Frauen. Diese können nur über eine bessere Vorbildung für die Aufgaben in der Familie, eine bessere soziale Bildung allgemein und die hieraus sich ergebenden Kontakte zwischen Frauen verschiedener Berufe und Schichten - in entsprechend zu fördernden Institutionen, z.B. Häusern der Familie, Einrichtungen der Sozial- und Jugendhilfe, Mehrzweckeinrichtungen wie Kindergartenzentren in Verbindung mit Beratungsstellen - entwickelt werden; solche Freiräume erscheinen indessen in den verschiedensten sozialen Feldern, so auch in den Bereichen des Erwerbslebens im engeren Sinne konstituierbar.

Erst wenn die phasengerechte Geburtenplanung als sittliche Verpflichtung - nicht zuletzt dem Kind gegenüber, das Anspruch auf "geordnete" Verhältnisse und ein erziehungsfähiges Elternpaar

hat - betroffen ist und praktiziert wird, erst wenn die große Zahl der Frauen jenes Maß an Bildung, Ausbildung und praktischer Einübung realisiert, das sie davon abhält, die soziale Sicherheit primär in der Ehe, d.h. über den Mann zu suchen, erst dann kann sich die "neue Rolle" der Frau voll entwickeln. Erfreulicherweise werden nach den Feststellungen der amtlichen Statistik die Zeitpunkte für die Geburt des ersten Kindes zunehmend hinausgeschoben.- Die solcherweise geförderten Selbständigkeitsgefühle der Frau werden den "Ertrag" der ehelichen und familiären Gemeinsamkeit ebenso begünstigen wie die Prägung und Strukturierung von außerfamiliären Freiräumen der Frauen, in denen sie ihre Vorstellungen, Wünsche und Neigungen verstärkt erleben, entwickeln, ausbilden und korrigieren können.

In welchen sozialen Feldern und beruflichen Sektoren die Frauen nun ihre Freiräume entwickeln werden, d.h. zahlenmäßige Dominanz, und nicht nur zahlenmäßige, erlangen, sollte der freien Entwicklung überlassen bleiben. Die "wirkliche" Freiheit dieser Entwicklung zu sichern ist ein schwieriges, aber in befriedigendem Umfang lösbares Problem; die realen gleichen Bildungschancen stellen nur eine unter vielen Bedingungen dar. (HYPOTHESE VIER)

Zu HYPOTHESE FÜNF: " P e r m a n e n t e Identitätskrisen und Konfliktsituationen" mögen für manche Schichten - vergleichsweise kleine Gruppen - typisch sein, für die große Zahl der verheirateten Mütter sind sie es, wie auf Grund repräsentativer empirischer Ergebnisse angenommen wird, wohl nicht. Die Frauen entlasten sich über Identifikationen bis zur "Identifikation mit dem Unzumutbaren" (Junker, Lage der Mütter). (Noch immer leben die Frauen länger als die Männer, und auch die Männer kommen beim rascher werdenden sozialen Wandel und beim Wechsel der beruflichen Anforderungen sowie bei abnehmenden Kräften und Flexibilitäten in Identitätskrisen.)

Die Krisen der verheirateten Mütter ergeben sich aus besonders schwierigen und aus dem Wechsel von Phasen im Ablauf des Lebens; sie bedürfen noch eingehender näherer Bestimmungen über repräsentative und verfeinerte Untersuchungen.

Den "geschlechtsspezifischen" Erkrankungsformen der verheirateten Mütter entsprechen im repräsentativen Bild "geschlechtsspezifische" Erkrankungsformen der verheirateten Väter.- Auf die Gefahr psychosomatischer Spekulationen auf diesem Gebiet ist zu warnen.

Für eine besonders intensive Vorbildung der Frau für die Familie im Vergleich zum Mann - HYPOTHESE SECHS - sollte man nicht plädieren. Im Prinzip sollten sich die größeren Kenntnisse und Fähigkeiten eines Ehepartners im Bereich der Familie als Folge einer s p ä t e r e n individuellen Rollenverteilung des Paares ergeben. Früh erkennbare Neigungen sollten allerdings ihr Recht wie andere "berufliche" Neigungen haben.- Besondere Befähigung für familiäre Aufgaben und besondere familiäre Erfahrungen sollten jederzeit als Z w i s c h e n s t u f e der beruflichen Entwicklung einer Frau begriffen werden können, aber nicht zum sozialen Zwang werden.

Zu HYPOTHESE SIEBEN: a) Es sind Gewöhnungen im Sinne der Anthropologie zu bedenken, die man nicht durch einen theoretisch vorstellbaren "Wechsel" der Erziehung, durch eine Art Austausch von "Leitbildern" überspringen kann. b) Die partnerschaftlichen und freiheitlichen Einstellungen der Mütter und Väter sind häufiger und stärker vorhanden, als man annimmt, aber die Mütter und Väter können aus Mangel an rechtzeitiger Unterrichtung, Bildung und Einübung keine klaren und realisierbaren Alternativen erkennen; sie brauchen Modelle, und sie benötigen Gelegenheiten, Modelle zu entwickeln, innerhalb deren sie ihren partnerschaftlichen Grundeinstellungen entsprechend leben können.

Zu HYPOTHESE ACHT: "Der Säugling und das Kind in den ersten Lebensjahren bedürfen zur normalen Entwicklung ihrer körperlichen und geistig-seelischen Fähigkeiten der intensiven und ununterbrochenen Lebensgemeinschaft mit einer Bezugsperson, die im Regelfall die leibliche Mutter ist." So fordern die in diesem Jahr veröffentlichten Empfehlungen des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge zur Einführung eines Muttergeldes für Mütter mit Kindern unter drei Jahren (siehe Anlage). In diesen Empfehlungen wird auf die großen Emanzipationschancen der Frau hingewiesen, welche ein Muttergeld eröffnen kann. Das

Muttergeld ist - u.a. unter Berücksichtigung der gesellschafts-
politischen Chancen, die mit ihm verbunden sind - die billigste
und beste Lösung für eine optimale Sozialisation des Säuglings
und Kleinstkindes, z u m a l die Gesellschaft bei zunehmender
Lebenserwartung und rascher werdendem sozialen Wandel immer
mehr darauf bedacht sein muß, die Solidarität z w i s c h e n
den Generationen zu entwickeln, zu pflegen und zu sichern.

Die Kinder und Jugendlichen bedürfen zu ihrer Betreuung und
Erziehung der außerfamiliären pädagogischen und sozialpädago-
gischen Fachkräfte, aber die moderne Jugendhilfe erkennt gleich-
wohl, daß "indirekte" Jugendhilfe, d.h. Jugendhilfe über Eltern-
bildung die billigste und beste Lösung ist; die Eltern werden
als "Multiplikatoren" in der Erziehung aufgefaßt.

Die HYPOTHESE NEUN bedarf nach dem bereits Gesagten keiner be-
sonderen Stellungnahme mehr. Auch zu den Inhalten der HYPOTHESE
ZEHN wurde schon in großem Umfang Stellung genommen. Das Pro-
blem zeitgemäßer Rollenverteilungen in den Familien ist nicht
primär eine Frage hartnäckiger "Leitbilder" des Mannes, son-
dern der Schaffung sachlicher und persönlicher Voraussetzungen
für optimale Realisierungen von Partnerschaftsbeziehungen.- Be-
denklich erscheint eine Definition der "sozialen Rolle des Gesun-
den" als "Unabhängigkeit von ständiger Hilfe durch Dritte". Einer-
seits bedürfen viele kranke Personen nicht der ständigen Hilfe
durch Dritte, andererseits ist die gegenseitige "Abhängigkeit"
in der hochentwickelten Industriegesellschaft zu einem bisher
unbekannten Grade nach Vielfalt, Verflochtenheit und Anonymität
allgemein gegeben. Das Aufeinanderangewiesensein und die gegen-
seitige "Abhängigkeit" in der Familie können eine starke Binde-
kraft und eine Quelle tiefer Gemeinschaftsgefühle sein (u.U.
die Voraussetzung einer gesunden Familie).

Partnerschaftliche Aufgabenteilung bedeutet nicht Identität der
Rollen und Verantwortungsbereiche, sondern sachliche Vernunft
und Gleichrangigkeit.

R. Junker.

Bundeszentrale für
gesundheitliche Aufklärung

Z.Zt. Hirschau/Chiemsee
29.10.1971

K ö l n - Merheim

Betr.: Kampagne "Die Aufgabe der Frau für die Gesundheit in
Familie und Gesellschaft"

Erstellung einer Expertise

Stellungnahmen zu Fragen des Schreibens der Bundeszentrale für
gesundheitliche Aufklärung vom 17.9.1971 (I A 4-14000/71)

Zu Fragen 1 und 2

Aus der Rohskizze - Die Aufgabe der Frau für die Gesundheit in Familie und Gesellschaft -, die dem Schreiben der Bundeszentrale vom 16.8.1971 beigelegt ist, lassen sich folgende Modelle bzw. Andeutungen von Modellen entnehmen:

- a) Die Frau heiratet früh. Relativ früh werden Kinder geboren; die Frau scheidet aus dem Berufsleben aus. Wegen unzureichender Bildung und Ausbildung kann ein befriedigender Wiedereintritt in das Berufsleben in späteren Jahren nicht erfolgen.
- b) Die verheiratete Frau plant die Geburt von Kindern erst für jene Zeit, in der sie genügend Bildung und Ausbildung erworben hat. Nachdem die Kinder hinreichend selbständig geworden sind bzw. ohne Bedenken einer zeitweisen Betreuung außerhalb der Familie überlassen werden können, setzt die Frau ihren Weg im Beruf erfolgreich fort.
- c) Die Modelle a) und b) beruhen beide auf der Annahme, daß die verheiratete Frau stärker als der Mann durch Kinder vom Berufsleben abgehalten wird; es ist der Frau daher unmöglich, die "volle Gleichberechtigung" im Beruf, verstanden als gleiche Verdienst- und Aufstiegschancen sowie gleichen Zugang zu den verschiedenen Sektoren des Berufslebens - zu realisieren.

Geht man davon aus, daß die "gleichberechtigte" Teilnahme am Berufsleben - gleichberechtigt im oben präzisierten Sinne - die Voraussetzung für die Gleichberechtigung der Frau überhaupt ist -

letztere verstanden als gleiche Möglichkeiten der Entfaltung der Persönlichkeit allgemein bei gleichen Realisierungschancen für diese Möglichkeiten -, so können nach dem Maßstab dieser "Gleichberechtigung" die Modelle a) und b) nicht als fortschrittlich bezeichnet werden.

Zu diesem Ergebnis kommt die spezifisch "sozialistische" Position. Sie ist - sozialwissenschaftlich gesehen - nur haltbar, wenn die folgenden Behauptungen bewiesen werden können:

aa) Der "Beruf", verstanden als ununterbrochene oder unerheblich unterbrochene qualifizierte Teilnahme der Einzelperson am Erwerbsleben - eine Teilnahme, die nicht unter dem normalen Arbeitstag bleibt -, ist das entscheidende soziale Feld, auf dem diese Einzelperson a l l e i n die hinreichende soziale Sicherheit erwirbt: soziale Sicherheit verstanden als

- wirtschaftliche Sicherheit für die Gegenwart wie für die Zukunft (hinreichendes Einkommen, hinreichendes Vermögen),
- gefühlsmäßige Sicherheit, emotionale soziale Sicherheit, subjektive Gewißheit, wirtschaftlich hinreichend gesichert zu sein und alle Grundbedürfnisse in Gegenwart und Zukunft befriedigen zu können.

Solche Grundbedürfnisse sind:

- Bedürfnis nach körperlicher Gesundheit,
- Bedürfnis nach seelischer Gesundheit,
- Bedürfnis nach geistiger Gesundheit,
- Bedürfnis nach Sichauswirken,
- Bedürfnis nach Selbstbestätigung,
- Bedürfnis nach Anerkennung durch andere,
- Bedürfnis nach Kontakt und Erwidern,
- Bedürfnis nach Abwechslung.

Diese Bedürfnisse stehen nicht unverbunden nebeneinander, sondern die Befriedigung eines einzelnen Bedürfnisses pflegt für die Befriedigung anderer Bedürfnisse Bedeutung zu haben. Es gibt "Güter", die eine große Zahl von Bedürfnissen gleichzeitig befriedigen.

Ob der "Beruf" die soeben beschriebenen Funktionen noch voll erfüllen kann, muß nach aller Erfahrung in Frage gestellt werden, von Ausnahmen abgesehen.

- bb) Die beschriebene spezifisch "sozialistische" Position ist - sozialwissenschaftlich gesehen - nur haltbar, wenn bewiesen werden kann, daß keine, die gleichen Chancen im Beruf (siehe oben) einschränkenden konstitutionellen Unterschiede zwischen Mann und Frau bestehen. Die "Anthropologie der Geschlechter" muß soziologisch derart relativierbar sein, daß sie bis auf sozial unbedeutende "körperliche" oder "biologische" Unterschiede aufgehoben wird (von der sozialen Bedeutung des Erotisch-Sexuellen und der Elternbeziehungen selbstverständlich abgesehen). An die Stelle einer "Anthropologie der Geschlechter" muß eine "Anthropologie des Menschen" gesetzt werden können, welche nachweist, daß sich die Geschlechter nach ihren Grundbedürfnissen und potentiellen geistig-seelischen wie körperlichen Möglichkeiten nicht oder nur unerheblich unterscheiden; es muß beispielsweise gezeigt werden können, daß bestimmte körperliche Fähigkeiten des Mannes nicht angeboren geschlechtstypisch, sondern "antrainiert" sind, und daß durch gleiches (nicht erheblich längeres oder intensiveres) Training in derselben Weise bei der Frau aktualisiert werden können, ohne daß hiermit größere Beeinträchtigungen (etwa Überforderungen einzelner Organe) verbunden sind, als sie beim Mann beobachtet werden. Solche Nachweise dürfen sich nicht auf Einzelfälle beschränken, denn die Ausnahme kann die Regel bestätigen; sie müssen an Hand hinreichend großer repräsentativer Gruppen geführt werden.

In diesem Zusammenhang treten Argumentationen wie die folgenden auf:

Wenn Untersuchungen zeigen, daß die Körpertemperaturen bei der Frau stärker schwanken als beim Mann, daß die Blugefäße der Frau langsamer altern als beim Mann, daß die Reaktionsgeschwindigkeit der Hände der Frau (ihr manuelles "Geschick") größer ist, die Frau aber im allgemeinen nur 80% der körperlichen Leistung des Mannes erreicht (auf Grund von Verschiedenheiten von Herz, Kreislauf und energetischem Stoffwechsel) usw. - so drücken sich hierin die Folgen einer "jahrtausendealten" Ge-

wöhnung unter "patriarchalischen" oder ähnlichen Verhältnissen aus; die ganze Problematik des anthropologischen Evolutionismus, speziell der Frage, ob "erworbene" Eigenschaften vererbt werden können, wird zugunsten eines anthropologischen Idealismus dogmatisch entschieden: Es erscheint lediglich als eine Frage der Zeit, bis sich die Ideen der "Freiheit" und "Gleichheit" den ihnen entsprechenden Menschen geschaffen haben (vgl. Schiller: "Es ist der Geist, der sich den Körper baut"). Alles, was der Entwicklung zu diesem "sozialistischen" Menschen förderlich erscheint, erhält das Signum "progressiv", alles, was diese Entwicklung zu erschweren scheint, erhält das Signum "konservativ" oder "reaktionär" usw. Solche Signa können emotional stark besetzt sein.

Argumentationen der eben geschilderten Art lassen erkennen, wie sehr die heutigen Auseinandersetzungen um das "Frauenproblem" auf metaphysische Kontroversen hinauslaufen. Solche Tatsächlichkeiten sollten nicht verschleiert, sondern so weit wie möglich rational aufgearbeitet werden, was einer Befähigung zu klareren Wertentscheidungen gleichkommt (die vor dem Hintergrund einer demokratischen Verfassung zu finden sind, welche gesellschaftliche Gemeinsamkeit ermöglichen soll, indem sie "Freiheit", "Toleranz" und Mehrheitsentscheid zu dominierenden Werten erhebt).

Es muß gesehen werden, daß die Orientierung an einem "künftigen" Menschen zu praktischen Konsequenzen führen kann, die nach allgemeiner Auffassung als inhuman gelten und daher Ablehnung und Abwehr provozieren müssen. Dieser Hinweis gilt insbesondere im Hinblick auf ältere oder älter werdende Menschen, die sich - hier ist das Wort berechtigt - naturgemäß schwerer umstellen können.

Wenn mit "progressiver Kampagne" langfristige Ziele, mit "Reformkampagne" kurz- oder mittelfristige gesellschaftliche Ziele gemeint sind, treffen die Bezeichnungen etwas Richtiges; sie bilden dann aber auch keinen Gegensatz, sie stehen dann in einem komplementären Verhältnis: die langfristigen Ziele können nicht erreicht werden, wenn die kurz- und mittel-

fristigen Ziele außer acht bleiben. Die Frage, wie die Leerformel "progressiv" auszufüllen ist, setzt eine große Zahl von Klärungen und Entscheidungen voraus. Auf diese Frage ist zurückzukommen.

Als allgemein anerkannt muß jedenfalls vorausgesetzt werden: Man kann vernünftigerweise beim Stande unseres Wissens und angesichts der rascher verlaufenden wirtschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Entwicklung keine Gesellschaftspolitik "für die nächsten tausend Jahre", sondern höchstens "für die nächsten hundert Jahre" anstreben. Dies bedeutet, daß man anthropologisch nicht von einem "künftigen", sondern vom "heutigen" Menschen und den feststellbaren geschlechtlichen Unterschieden ausgehen muß, will man die Voraussetzungen für eine humanere Gesellschaft schaffen.

cc) Sollte - siehe bb) - von konstitutionellen Unterschieden der Geschlechter auszugehen sein, die von objektiver Bedeutung für die Arbeitsteilung innerhalb der Gesellschaft sind, so ergeben sich technische, wirtschaftliche und spezifisch kulturelle Entscheidungen: Die technischen und wirtschaftlichen Effekte sind unter der Voraussetzung um so größer, je besser sie sich an typischerweise anzutreffenden "Stärken" und "Schwächen" der Geschlechter orientieren. Wenn es beispielsweise zutrifft, daß die Handgeschicklichkeit der Frau im Normalfall größer ist als die des Mannes, so erscheint es technisch sinnvoller und wirtschaftlich vernünftiger, vor allem oder ausschließlich Frauen mit Arbeiten zu betrauen, wie sie etwa in der Elektroindustrie als Hantieren mit feinen Drähten anfallen, und die diesbezüglichen Arbeitsplätze den Bedürfnissen der Frauen entsprechend zu konstruieren und zu gestalten.

Sind bestimmte Geschicklichkeiten oder Begabungen bei beiden Geschlechtern gleich häufig anzutreffen, so ist es demgegenüber technisch sinnvoll und wirtschaftlich vernünftig, einen bestimmten Arbeitsplatz so zu konstruieren, daß er optimale Bedingungen nicht für "die Frau" oder "den Mann", sondern für "den Menschen" bietet.

Auf der technischen und wirtschaftlichen Berücksichtigung unterschiedlicher Begabungen und der Sicherung eines optimalen Zu-

sammenspiel unterschiedlicher Begabungen bzw. Befähigungen beruht entscheidend die quantitative und qualitative Steigerung des Sozialprodukts und der wie immer zu verstehende spezifisch kulturelle Fortschritt. Die seit der Renaissance unaufhaltsam sich durchsetzende rationale Kritik aller Lebensbereiche läßt entschieden und immer strenger auf Begabungsschwerpunkte und -unterschiede achten, die es im Sinne optimaler Effekte der Ausbildungsinvestitionen und der quantitativen und qualitativen Entwicklung des Sozialprodukts zu nutzen gilt. Orientierung an der "stärksten Begabung" bedeutet normalerweise für den einzelnen Maximierung seiner Lebenschancen (nach materiellem Effekt, psychischer Befriedigung und Entfaltungsmöglichkeiten in der Freizeit), für die Gesamtgesellschaft ein Maximum an sozialer Bindung und sozialer Sicherheit, soweit sie von der Arbeitsteilung an sich beeinflußt werden. In der zunehmenden Bedeutung des "Teams" drücken sich diese Zusammenhänge aus. Eine gegenseitige "Abhängigkeit", welche der Gesamtheit der Interessen jedes einzelnen entgegenkommt, bewirkt gesellschaftliche Verbundenheit, Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Solidarität (vgl. E. Durkheims "De la division du travail social"). Dies gilt für die Gesamtgesellschaft wie für einzelne ihrer Gruppen und so auch für die Familie.- Da aber die Industriegesellschaft gleichzeitig eine Vielzahl von Arbeitsplätzen hervorbringt, welche wenig oder keine Befriedigung, ja ausgesprochenes "Arbeitsleid" stiften (beispielsweise durch einseitige und eintönige Beanspruchung), und da für den einzelnen die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge immer unübersichtlicher, außerdem viele wirtschaftliche Vorgänge unpersönlicher bis zur ausschließlich technischen Vermittlung (z.B. in der Form von Verkaufsautomaten) werden, verliert die soziale Bindekraft der Arbeitsteilung in großen gesellschaftlichen Einheiten an Bedeutung, während sie in den kleinen gesellschaftlichen Einheiten, so in der Familie, an Bedeutung gewinnt.

Der einzelne versteht sich immer mehr von der kleinen Gruppe, so von der Familie her, deren Funktionstüchtigkeit zu erhöhen

man mit den verschiedensten Formen von "Großfamilien" experimentiert, zumal die Gesellschaft unter weltanschaulichen bzw. kulturellen Gesichtspunkten einen "pluralen" bzw. "pluralistischen" Charakter gewann und weiter gewinnt. Dem einzelnen und den Familien geht es immer mehr darum, durch einen möglichst großen materiellen Erfolg im Erwerbsleben, der unter möglichst geringem Zeitaufwand erreicht werden soll, einen möglichst großen "Freizeitraum" zu schaffen, in dem man nach freier, nicht fremdbestimmter Entscheidung seiner "Selbstentfaltung", d.h. den verschiedensten Wertbereichen, z.B. ästhetischen Werten, leben kann. Wo man sich in früheren Zeiten, um elementare Not abzuwenden, zu einer bestimmten Arbeitsteilung zwischen den Gliedern der Familie gezwungen sah, da ergibt sich heute ein "Zwang" zur Arbeitsteilung von den äußeren Voraussetzungen eines Lebens "auf höherem Niveau" und von den täglichen Anforderungen dieses Niveaus, z.B. den erzieherischen, her.

Je besser nun aber die Gesellschaft die Befriedigung der elementaren Bedürfnisse (Hunger, Durst, Kleidung ect.) sichert, um so größer wird der Horizont der alternativen Lebensformen, zwischen denen zu wählen ist. Jedermann weiß heute, daß für die Schaffung der Voraussetzungen des wie immer zu verstehenden "höheren Lebens" wie für seine Realisierung - und besonders für diese - B i l d u n g erforderlich ist. (So ergeben wissenschaftliche Analysen von Heiratsanzeigen, daß die "Bildung" immer häufiger als Voraussetzung für den passenden Partner genannt wird. P.Kaupp: Das Heiratsinserat im sozialen Wandel.- Stuttgart 1968.)

Die "soziale Sicherheit", bei der das Ökonomische nur ein Faktor unter anderen ist, hat heute - insbesondere innerhalb der kleinen Gruppe Familie - Voraussetzungen, die durch Berufsarbeit nicht allein erworben werden können.

- dd) Die beschriebene spezifisch "sozialistische" Position - siehe unmittelbar unter c) - ist (sozialwissenschaftlich gesehen) nur haltbar, wenn bewiesen werden kann, daß die Mutter durch das Kind nicht erhebliche Zeit, und zwar auf Grund unausweichlicher Notwendigkeiten, vom Berufsleben

ferngehalten wird. "Erhebliche Zeit" soll hier heißen, daß die Mutter durch die Unterbrechung ihrer Berufstätigkeit an Einkommens- und beruflichen Aufstiegschancen erheblich einbüßt. Solche Einbußen treten bei wachsenden beruflichen Anforderungen und ihrer zunehmenden Wandelbarkeit in Zukunft bei immer kürzeren Ausfallzeiten ein.

Nach dem Stande der Forschung, insbesondere der tiefenpsychologischen und der Verhaltensforschung, muß man davon ausgehen, daß das Kind bis etwa zum 3. Lebensjahr eine gleichbleibende Bezugsperson braucht, die stets in Rufweite ist; nach dem 18. Lebensmonat etwa scheinemeine zeitweise Abwesenheit vom Kind (= Möglichkeit einer Teilzeitarbeit) und die Betreuung durch eine Ersatzperson vertretbar.- Das Problem der gleichbleibenden Bezugsperson ist kollektiv nicht zu lösen. Es muß auch bedacht werden, daß der Aufbau einer engen und festen Eltern-Kind-Bindung sowohl für die Entwicklung des Kindes als allgemein für die Solidarität zwischen den Generationen, welche ein großes Problem unserer Gesellschaft darstellt, von wachsender Bedeutung ist; die alten Menschen wünschen sowohl die wirtschaftliche Unabhängigkeit von den Kindern und den eigenen Lebensbereich als auch die lebhaften persönlichen Kontakte, die innere Zuwendung ("Intimität auf Abstand").

Im Sinne einer zukunftsgerichteten Jugendhilfe sind die Eltern als "Multiplikatoren" in der Erziehung zu sehen, d.h. daß man keine bessere und billigere Lösung bezüglich der Sozialisation des Kindes und Jugendlichen weiß als die rechtzeitige und begleitende Elternbildung.

Akzeptiert man diese Notwendigkeiten, so steht das einzelne Ehepaar, das ein Kind erwartet, vor der Frage, welcher der beiden Partner die Funktionen der Bezugsperson oder "Dauerpflegeperson" übernehmen soll. Es bedarf einer fähigen und "mütterlichen", d.h. einer Person, welche zur Zuwendung, zum feinfühligem Eingehen auf die Bedürfnisse des Kindes in der Lage und mehr als schlichthin willens ist.

Diese Entscheidung ist durch eine Reihe von Faktoren beeinflusst, u.a.

- von den herrschenden Rollenvorstellungen,
- von individuellen Anlagen und Neigungen,
- von individuellen Erfahrungen,
- von der jeweiligen Familien-, Sozial- und Gesellschaftspolitik,
- vom Bildungs- und Ausbildungsgrad der Ehepartner,
- von den Bedingungen am Arbeitsplatz im Erwerbsleben,
- von wirtschaftlich-beruflichen Zweckmäßigkeitsüberlegungen allgemein.

Sicher ist es eine feste Rollenvorstellung in unserer Gesellschaft, daß die Mutter zu ihrem Kind gehört (empirische Untersuchungen des Verfassers: "Die Lage der Mütter in der Bundesrepublik Deutschland."- Teile I A, I B, II und III. Frankfurt am Main 1965, 1966, 1967 und 1968). Ebenso sicher ist, daß man diese Vorstellungen nicht ausschließlich als "blind tradiert" interpretieren darf. Alle Erfahrungen in den Ostblockstaaten, wo die "Gleichberechtigung der Frau im Beruf" mit allen politischen und propagandistischen Mitteln seit Jahrzehnten angestrebt wird, lehren, daß die Mutter-Kind-Bindung inhaltlich und zeitlich größere Relevanz besitzt als die Vater-Kind-Bindung.

1968 nahm der Verfasser der vorliegenden Stellungnahme an einer Expertentagung der Vereinten Nationen in Liblice bei Prag teil, die von west- wie osteuropäischen Staaten beschickt war und sich mit "Sozialpolitik und sozialen Programmen zugunsten der erwerbstätigen Mütter" befaßte. Es referierten und diskutierten 25 Wissenschaftler (Soziologen bzw. Sozialwissenschaftler), Ministerialbeamte und Sachverständige nationaler und internationaler Organisationen. Zentrale Aussagen waren:

- In den westlichen wie den östlichen Staaten ist die "Ideologie der Gleichheit der Geschlechter" angenommen, aber überall stößt ihre Ver-

wirklichung auf Widerstände (in Polen beispielsweise ebenso wie in der Bundesrepublik).

- In den westlichen wie in den östlichen Staaten ist die Verwirklichung der "Gleichstellung" der Geschlechter in verschiedenen sozialen Bereichen verschieden weit fortgeschritten. Es scheint, daß die Fortschritte im Bereich der Erziehung am größten sind, weniger groß im Erwerbsleben, am geringsten in der Familie bei der Bestimmung der Rollen von Mann und Frau.

Angesichts der zunehmenden "Feminisierung" des Lehrerberufs wachse die Bedeutung des Vaters bei der Betreuung und Erziehung der Kinder aller Altersstufen.

- Eine Vertreterin der "radical line", der "absoluten Gleichstellung" der Geschlechter ("absolute equality between the sexes") betonte:

Bei den heutigen Gegebenheiten folgt der Arbeitgeber vernünftigen Prinzipien, wenn er weibliche und männliche Beschäftigte unterschiedlich behandelt. Denn ein Mann wird seine Erwerbstätigkeit nicht aus familiären Gründen unterbrechen, er wird auch im Durchschnitt weniger fehlen und als Ernährer der Familie stärker bestrebt sein, sich beruflich einzusetzen. Die natürlichen Folgen sind geringere Verdienste der Frauen, weniger Möglichkeiten der Aus- und Fortbildung, weniger berufliche Ermutigung, geringeres Interesse am beruflichen Aufstieg, auch geringere Sicherheit des Arbeitsplatzes, da ja die Frau durch die Ehe sozial gesichert ist.

- Professor Piotrowski, Soziologe aus Warschau, kritisierte die "radical line" wie folgt:

Es besteht nun einmal eine besondere Beziehung zwischen Mutter und Kind. "Gleichheit" muß nicht Identität im Sinne der "radical line" bedeuten.

Nach jugoslawischen empirischen familiensoziologischen Untersuchungen ist, wie eine Soziologin aus Belgrad

berichtete, die Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann vom wirtschaftlich-kulturellen Niveau abhängig. Der cultural level beeinflusse die Arbeitsteilung im Haushalt; "die jeweilige Höhe des Lebensstandards eines Bezirks entscheidet".

- Die Frage der Naturgegebenheiten bei Mann und Frau wurde von einer Prager Soziologin als "sehr komplex" bezeichnet; sie könne nicht beantwortet werden.
- Professor Sonin aus Moskau forderte auf der Expertentagung in Prag berufliche Neuorientierungen unter Berücksichtigung geschlechtstypischer Neigungen und Fähigkeiten. Es sei wichtig, die Interessen von Männern und Frauen zu erforschen.
- Über empirische soziologische Untersuchungen in der Tschechoslowakei wurde u.a. wie folgt berichtet: Gegenwärtig ist weder unter theoretischen noch unter praktischen Gesichtspunkten klar, welche Bereiche der Erziehung und Ausbildung bzw. der Anwendung erworbener Fähigkeiten angesichts der revolutionären technischen Veränderungen für die Frauen am geeignetsten sind. Man weiß nicht, inwieweit die "Feminisierung" vieler Berufe unvermeidlich, und inwieweit sie vernünftig ist.
- Die berufliche Belastung ist trotz der Arbeitszeitverkürzungen nicht geringer geworden. Sie hat einen "nervösen", einen gefährlicheren Charakter angenommen.- Gewisse Tätigkeiten in der Industrie - z.B. bei der Verarbeitung von Blei - begünstigen die Sterilität. Die Zahl der Früh- und Fehlgeburten war nach Feststellungen in Belgien bei erwerbstätigen Frauen höher als bei nichterwerbstätigen (Asiel, M.: The Influence of Work on Pregnant Women.- In: Archives Belges des Médecine Social, Hygiène, Médecine du Travail et Médecine Légale. Brussels Nov.-Dec. 1958, No. 9/10, pp.593-99).

Professor Sonin, Moskau, bezeichnete die Reduzierung der Arbeitszeit der Frauen als wichtigstes Problem seines

Landes. Die Frauen selbst hätten bei einer Erhebung entsprechende Wünsche bekundet. Unvermeidlich werde die Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen geringere Einkommen und weniger zusagende Beschäftigungen zur Folge haben.

- Nach tschechoslowakischen Erfahrungen wurden bei der Gestaltung der Arbeitsplätze noch immer nicht die Parameter der Frauen, die weiblichen Dimensionen, Bewegungen und Verhaltensweisen berücksichtigt. Auch neue Unternehmungen würden auf die Bedürfnisse der Männer hin geplant.

Die Vertreter der Ostblockstaaten stellten ebenso wie die westlichen Vertreter fest:

- Bei gleicher Qualifikation werden die Frauen schlechter bezahlt.
- Qualifizierte Frauen müssen sich Männern von geringerer Qualifikation unterordnen.
- In vielen Fabriken (Bericht aus Ungarn) werden die Männer bevorzugt, weil man den Sozialaufwand fürchtet. Bei der Vergabe höherer Positionen erhalten im Zweifel die Männer den Vorzug (auch bei gleich zuverlässiger kommunistischer Gesinnung der Frauen).

Den in Ungarn eingeführten etwa dreijährigen Mutterschaftsurlaub nehmen die intellektuellen und die gut verdienenden Frauen nicht oder wesentlich seltener in Anspruch; sie fürchten den "Anschluß" zu verlieren oder finanzielle Einbußen zu erleiden.

Ein Bericht aus der Tschechoslowakei bestätigte: Qualifizierte Frauen können nicht lange zu Hause bleiben. Sie kommen nicht ohne eine Hilfe im Haushalt aus.

Professor Piotrowski, Warschau, der für einen ausreichend langen Mutterschaftsurlaub plädierte,

formulierte wie folgt: "Unbezahlter Mutterschaftsurlaub bedeutet Einkommensminderung in einer Zeit, in der die Ausgaben der Familie steigen. Bei längerer Dauer führt er zu einem Verlust an Berufstüchtigkeit."

- Die empirische Sozialforschung zeigt - Bericht von Frau Professor Frantzen, Brüssel, in Liblice bei Prag -, daß in vielen Fällen die Erwerbstätigkeit der Mutter den Lebensstandard nur wenig verbessert (da die Erhöhung des Familieneinkommens durch vermehrte Ausgaben - Betreuung des Kindes u.a. - weitgehend kompensiert wird).
 - Nach dänischen repräsentativen Erhebungen ändert die Erwerbstätigkeit der Frauen an der Verteilung der Rollen in der Familie nichts oder nur wenig (nach repräsentativen Erhebungen in der Bundesrepublik - Junker, Lage der Mütter a.a.O. - hilft die Gruppe der Männer erwerbstätiger Frauen bemerkbar häufiger im Haushalt).
 - Nach polnischen und jugoslawischen Untersuchungen und nach belgischen Eindrücken wollen die erwerbstätigen Frauen die führende Rolle im Haushalt nicht aufgeben.
- d) Das unter c) besprochene "sozialistische" Modell kann, orientiert man sich am Wohl des Kindes und erstrebt man eine befriedigende sozialhygienische Situation für die Frau wie für die Familie überhaupt, nicht als fortschrittlich bezeichnet werden. Dieses Modell besitzt aber große Bedeutung als Idealtypus (im theoretischen Sinne von Max Weber (Soziologe) und Walter Eucken (Nationalökonom)), der für den Bezugsrahmen, innerhalb dessen realistische Organisationspostulate zu entwickeln sind, nicht zu entbehren ist. Es ist ein technisch-ökonomischer Stand denkbar, bei dem dieser Idealtypus zum Realtypus werden kann, aber dieser Stand ist heute nicht gegeben und in absehbarer Zeit nicht zu erwarten.
- Es kann sich immer nur darum handeln, eine höchstmögliche An-

näherung an den Idealtypus der "vollen Gleichstellung" der Frau (wie des Mannes) im Erwerbsleben zu erreichen; analoges gilt für beide Geschlechter von anderen Lebensbereichen.

Auf Grund eigener Untersuchungen in Polen und einer guten Kenntnis der in- und ausländischen empirischen Sozialforschung stellte Professor Piotrowski, Warschau, im Oktober/November 1968 in Liblice bei Prag fest:

"Die Rolle der Ehefrau und Mutter hat nicht an Wertschätzung eingebüßt (has not lost its value); sie hat ihre Anziehungskraft und ihre Bedeutung auch für jene Frauen behauptet, die erwerbstätig sind." "Nicht nur das Umsorgen von kleinen Kindern, soweit es biologisch begründet ist, sondern auch die Betreuung älterer Kinder und ebenso die Aufgaben im Haushalt werden vermutlich weiterhin im Verantwortungsbereich der Frau verbleiben. Die Hypothese, daß die erwerbstätigen Frauen nicht bereit sein werden, jene Funktionen abzugeben, welche die Frau auf Grund ihrer Stellung in der Familie schon immer beanspruchte, scheint bestätigt zu sein." Vom östlichen Erfahrungsbereich her formulierte Piotrowski sogar das "gleiche Recht" der erwerbstätigen Frauen auf Realisierung der Rollen Ehepartnerin und Mutter.- Piotrowski erwartet, daß sich die Lebensmodelle der Frauen entsprechend dem Typus der Persönlichkeit - er bezieht sich auf Fourastié, J.: Les 40 000 heures.- Paris 1965, S.210 - differenzieren werden, und er geht weiter davon aus, daß die Frauen bestrebt sein werden, die Phase, in der sie durch Kinder an die Familie gebunden sind, abzukürzen, fügt dem aber hinzu: "Diese Feststellungen besagen nicht, daß alle Mütter willens und fähig sein werden, außerhäuslich zu arbeiten. Wahrscheinlich wird auch in Zukunft ähnlich wie heute - ein Teil der Frauen (die "mütterlichen") die traditionelle Rolle der Hausfrau und Mutter vorziehen. Viele andere werden die Erwerbstätigkeit für längere oder kürzere Zeit unterbrechen." Vor allem aber werde das Maß der Pflichten entscheiden, die sich als notwendige Betreuung der Kinder ergeben.- Die Mütter sollten

in wirklicher Freiheit zwischen Erwerbstätigkeit und Verzicht auf eigenes Einkommen wählen können. Als Erwerbstätige sollten sie - frei der eigenen Meinung folgend, was zum Besten von Mutter und Kind ist - über die Dauer der Berufsunterbrechung entscheiden können.- Das Zuhause (the home) werde die wesentlichen bisherigen Funktionen für die Familie behalten, aber diese Funktionen werde man mit neuen Mitteln und nach neuen Methoden zu realisieren suchen.

Auch Frau Professor Frantzen, Brüssel, drückte die Überzeugung aus, daß sich die komplementäre Natur, das Sichergänzen der Rollen in Ehe und Familie bis zu einem gewissen Grade behaupten werde. Dies zeigten die soziologischen Gesetze der kleinen Gruppe (siehe Bales, R. und P.E. Slater: Role Differentiation in Small Groups.- In: Parsons und Bales: Family Socialization and Interaction.- New York 1955). P.Sivadon spreche davon, daß für das Kind in der modernen Gesellschaft die Mutter die einzige Spenderin von Geborgenheit und Liebe ist. Ihr Fehlen oder auch nur ihr emotionales Unvermögen müsse für das Kind ernste Konsequenzen haben (Sivadon, P.: Problems Raised by the Evolution of Family Interrelations in Western Europe.- In: Congress of the International Federation of Parent's Schools. Brüssel 1965, S.120).

Zu den Realitäten, mit denen bei der Annäherung an den Idealtypus der "vollen Gleichstellung" der Frau im Erwerbsleben zu rechnen ist, gehört gewiß auch jenes Image der Frau, "das von der amerikanischen Autorin Betty Friedan als "Weiblichkeitswahn" charakterisiert worden ist ("Der Weiblichkeitswahn" ... Reinbek 1969). Es ist das Bild der auf hausfrauliche Tätigkeit und häuslichen Horizont beschränkten Ehegattin und Mutter, ein Bild, das vorwiegend vom Manne geprägt und von der Frau ritualisiert worden ist" (W.E.Mühlmann: Die Bevölkerungsexplosion und die Zukunft der Familie.- In: Schwägler, G.: Soziologie der Familie.- Tübingen 1970, S.XVI). Aber diese

Faktor wird überschätzt, und der Grund hierfür liegt in der ungenügenden Berücksichtigung ökonomischer Realitäten und einer sich mit steigendem Lebensstandard und wachsender Freizeit - neben anderen sozioökonomischen Daten - sich verändernden Bedürfnisstruktur.

Mühlmann fordert richtig, daß die Familie als soziales Dauergebilde zu begreifen ist, in dem "das do ut des der sozialen Gegenseitigkeitsforderung ein für allemal transzendiert wird" (Seite XIX). Wenn die Lösung der modernen Konflikte, die in großem Umfang unter früheren Verhältnissen genau so existierten, nur nicht wie heute bewußt gemacht wurden, in der perfekten Egalisierung der Rollen von Mann und Frau gesucht wird, muß sich die psychohygienische Situation - wegen mangelnder Orientierung an inneren und äußeren Realitäten - bedeutend verschlechtern. Die völkerkundliche Entwicklung (siehe Mühlmann) zeigt einen Drei-Phasen-Verlauf hin zu einer steigenden Selbstbestimmung der "Ehe" gegenüber der "Familie" bei zunehmender Individualisierung, so daß Ehen nur gelingen können, wenn sie sich an einem tertium comparationis, einem übergreifenden "Dritten" orientieren. Dieses Dritte ist in großem Umfang das Kind, das diese Funktion normalerweise auch dann behält, wenn die Frau in ihre 3. Lebensphase eintritt. Die Eltern identifizieren sich mit dem Lebensschicksal des Kindes, so daß Klärung und Verständigung zwischen den Ehegatten in hohem Maße gestiftet und erleichtert werden, wo eine echte Gefahr von Konflikten auf Grund einer "egozentrischen" "Selbstentfaltung" besteht.

Die interkulturellen empirischen Vergleiche von Lupri, zu denen repräsentative Ergebnisse der Forschung "Lage der Mütter in der Bundesrepublik Deutschland" (Junker, Lage der Mütter a.a.O.) beigetragen haben, stützen folgende Hypothese: "Mit steigendem Einkommen des Mannes verringert sich der Gewinn an Macht von seiten der berufstätigen Frau. Oder umgekehrt, je niedriger das Einkommen des Ehemannes, desto größer die Wirkung der Berufstätigkeit der Frau auf

die eheliche Machtstruktur. Bemerkenswert ist der auffällige Machtgewinn bei berufstätigen Frauen der untersten Einkommensgruppe." (Lupri, E.: Gesellschaftliche Differenzierung und familiäre Autorität.- In: Soziologie der Familie, hg.v.G.Lüschen und E.Lupri, Opladen 1970.)

Solche Ergebnisse bieten den Schluß an,^{daß} da völlig "gleicher" beruflicher Erfolg der Ehepartner auch in jeder denkbaren Zukunft die Ausnahme sein wird - die "gleichrangige Partnerschaft" reale Orientierungspunkte benötigt, welche die Verdienerrollen relativieren; ein peinliches Achten auf "Gleichheit" des Berufserfolgs und auf "gleiche Macht" muß als Fehlfixierung zu außerordentlichen Konflikten führen.

Nach einer Reihe von Indikatoren ergab ein repräsentativer Vergleich von Ehepaaren mit verschiedenen Wochenstundenzahlen der Männer keine Hinweise darauf, daß - im allgemeinen - höhere Wochenstundenzahlen des Mannes die Interessen und Aktivitäten innerhalb der Familie ungünstig beeinflussen (Junker, Lage der Mütter a.a.O., Teil II, S.107 ff).

Eine empirische Untersuchung von Ammen über "Die außerhäusliche Berufstätigkeit des Vaters" (Stuttgart 1970) kommt zum Ergebnis, daß die Zeit, welche die Arbeitszeitverkürzung dem Vater eingebracht hat, "zu einem nicht geringen Teil zum Ausbau innerfamiliärer Beziehungen, besonders zu ihren Kindern" verwandt wird. (S.150.)

Angesichts der Befunde der Forschung und der sozioökonomischen Vorgegebenheiten führt die Frage der Gleichbehandlung bzw. Gleichrangigkeit der Frau als Voraussetzung einer befriedigenden sozialhygienischen Lage nicht zur Forderung nach einer Egalisierung der Rollen von Mann und Frau, sondern zum Verlangen, auf Gleichwertigkeit der sozialen Rollen hinzuwirken. Der Ausbau eines dritten Bereiches neben Haushalt und Beruf ist sehr zu bejahen:

- In zunehmendem Maße sehen sich der einzelne, die Familien und die Gesellschaft mit Bedürfnissen und Notständen (z.B. Pflegenotständen) konfrontiert, auf die weder durch die einzelne Familie noch durch den Markt (= Erwerbsleben = Beruf) angemessen reagiert werden kann. Die Dienste, die über den Markt laufen, sind objektiviert, nach Umfang und Art begrenzt und am Preis orientiert, der (u.a. auf Grund von Pflichtversicherungen) relativ hoch liegt. Es gibt berufliche Bereiche, die dem Wissen und den Fähigkeiten, die im familiären Rahmen benötigt werden, sehr nahe stehen. Es ist in vielen Fällen ökonomisch, psychologisch und unter weiteren Gesichtspunkten sinnvoll, an dieses Wissen und diese Fähigkeiten wie Erfahrungen in der 3. Phase der Ehepartner a u s s e r h a l b der Familie anzuschließen.
- Wie immer Lebensplanung und Lebensgestaltung der Frau ausfallen mögen, sie benötigt zu ihrer objektiv-wirtschaftlichen und subjektiv-gefühlsmäßigen Sicherheit eine ausreichende Bildung, Ausbildung und Berufserfahrung, bevor sie Mutter wird. Denn mit diesem Zeitpunkt, der in die chancenreichsten Ausbildungs- und beruflichen Entwicklungsjahre fällt, beginnen berufliche Ausfallzeiten, deren Lage und Länge schwer zu kalkulieren sind. Bei einem Kind muß bereits mit etwa drei Jahren der vollständigen oder teilweisen Aufgabe der Berufstätigkeit - mindestens - gerechnet werden. Alle Anstrengungen, über ein an sich zu förderndes Zusammenwirken von Familien (vgl. die Eltern-Kinder-Gruppen in Berlin und Nordrhein-Westfalen und die Wohngemeinschaften) können in einer Leistungsgesellschaft das "handicap durch Kinder" nicht

nicht aufheben. Jahrzehntelange Erfahrungen in den sozialistischen Ländern haben zu einem Abrücken von dogmatischen Egalisierungen und zu einer Begünstigung der Gleichwertigkeit von Rollen innerhalb und außerhalb der Familie geführt.

Zur Bildung der Ehepartner gehört das rechtzeitige Wissen von der Bedeutung der Geburtenplanung für die Lebenschancen der Eltern und Kinder. Erfreulicherweise zeichnet sich in der amtlichen Bundesstatistik immer deutlicher ein Hinausschieben der Geburt des ersten Kindes ab. Diese Entwicklung entspricht dem Phasenmodell, das der Verfasser der vorliegenden Stellungnahmen 1965/68 empirisch abgeleitet hat (Junker, Lage der Mütter a.a.O. Teile II und III).

Zu Frage 3:

Die Stellungnahmen zu den Fragen 1 und 2 haben bereits deutlich gemacht, daß die Gegenüberstellung von "progressiv" und "konservativ" nicht glücklich erscheint. Beide Leerformeln assoziieren diskriminierende Akzente. Besser erscheint es, von "traditionellen" und "neueren" Rollenvorstellungen zu sprechen.- Es sollte daher auch nicht die Frage sein, ob man sich für eine "Progressivkampagne" oder eine "Reformkampagne" entscheidet, sondern welche klar bekannten neuen Rollenvorstellungen als zeitgemäß und zukunftsgerichtet verwirklicht werden sollten. Nach den Gesetzen der Gewöhnung und der Identifikation muß immer damit gerechnet werden, daß neue Rollenvorstellungen nur in S t u f e n zu verwirklichen sind. Die empirische Sozialforschung legt ein solches Vorgehen nahe (Junker, Lage der Mütter u.a.).

Eine Verfestigung traditioneller Vorstellungen durch "progressive" Forderungen ist wohl nicht zu befürchten, denn die Entwicklung zu einem stärker partnerschaftlichen Zusammenwirken innerhalb und außerhalb der Familie ist auf Grund wirtschaftlicher und sozialer Faktoren stark im Fluß; zu befürchten ist allerdings, daß durch dogmatisch-egalitäre Tendenzen vor allem in kleinen Gruppen, so in Gruppen von Familien, Irritationen ausgelöst werden könnten. Wie Renate Wald in ihrem Buch über "Industriearbeiter privat. Eine Studie über Lebensformen und Interessen" (Stuttgart 1966) zeigt, erzwingen

die Arbeitsbedingungen in dem von ihr untersuchten Betrieb der chemischen Industrie eine bestimmte Form der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau in der Familie (die man bei oberflächlicher Betrachtung "patriarchalisch" finden kann). Diese faktische Rollenverteilung muß aber auf Grund der gesundheitlich stark belastenden Arbeitsbedingungen im Betrieb als angepaßt und vernünftig - zweckmäßig - bezeichnet werden.

Die Frage, inwieweit die Forderung nach einer zeitgemäßen Verteilung und Gestaltung der Rollen innerhalb und außerhalb der Familie gegenwärtig in der Öffentlichkeit expliziert werden sollte, läßt sich nicht allgemein beantworten. Man muß die sozialen Schichten auf unterschiedliche Weise ansprechen. Die intellektuellen Schichten sind nach Bildungsgang und beruflichen Anforderungen auf "Fortschrittlichkeit" stärker ansprechbar. Bei den mittleren und unteren Schichten sind vor allem die konkreten Arbeitsbedingungen zu berücksichtigen. Bei einer Repräsentativbefragung in West-Berlin von Ende 1964/Anfang 1965 erklärten 60% der erwerbstätigen Mütter, sie würden lieber nicht erwerbstätig sein (im ländlichen Unterfranken waren es etwa zur gleichen Zeit nur 49%). Diese Wünsche können weder verwundern noch auf "patriarchalische Leitbilder" zurückgeführt werden, wenn man einerseits das starke Interesse an einer Erhöhung des Familieneinkommens und andererseits die konkreten Tätigkeiten betrachtet, welche diese erwerbstätigen Mütter ausübten: Etwa ein Fünftel arbeitete als Putzfrau, "andere tragen Zeitungen oder Brot aus. 17% gehen in die Fabrik, sitzen am laufenden Band, drehen Fassungen auf Schrauben usw., 16% nähen und bügeln in der Textilindustrie, 20% besorgen Büroarbeiten, 12% verkaufen Lebensmittel, Porzellan - zum größten Teil Arbeiten, die um des Verdienstes willen getan oder erlitten werden und nicht etwa aus 'Freude am Beruf'." (Junker, Lage der Mütter a.a.O., Teil I B, S.190.)

Für breite Schichten der erwerbstätigen Mütter bedeuten die Befreiung vom materiellen Zwang zur Erwerbstätigkeit und die Möglichkeit, ausschließlich der Familie leben zu können, eine Art sozialer Aufstieg. Wer ihnen dieses Gefühl zunichte zu machen sucht, wird auf Unverständnis und Ablehnung stoßen.

Auch die Vorstellung von der Sinnentleerung des Alltags der nichterwerbstätigen verheirateten Frau in der 3. Phase kann bei vielen Frauen, die sich mit dem Schicksal ihrer Kinder und Enkel identifizieren und in deren Fortkommen das primäre Mittel zum sozialen Aufstieg sehen, während kaum noch ein Interesse an der eigenen "Selbstentfaltung", wie sie der Beruf bringen soll, besteht, Reaktionen des Nichtverstehens und der Ablehnung auslösen.

Die Möglichkeiten, gewisse Teile der Ober- und Mittelschicht als Vorreiter eines neuen gesellschaftlichen Selbstverständnisses zu benutzen, sind insofern begrenzt, als die Gestaltung der Phasen im Leben der Frauen je nach sozialer Schicht andere Züge der "Fortschrittlichkeit" hat. Wie die angeführten Untersuchungsergebnisse von Lupri und wie andere repräsentative Feststellungen zu schließen nahelegen, finden sich gerade in den oberen Schichten jene Rollenverteilungen, die man bei oberflächlicher Betrachtung als "patriarchalisch" bezeichnen kann. Die Oberschicht ist besonders erziehungsbewußt und stellt höhere ästhetische Ansprüche.

Die bekannte Erscheinung der Nachahmung oberer Schichten ist unter sozialhygienischen Gesichtspunkten kein zweifelsfrei geeignetes Vehikel. Es gibt viele Beispiele für unverständige und gesundheitsschädliche Nachahmung oberer Schichten (so ist oder war eine wesentliche Ursache der Haltungsschäden bei Landkindern die unverständige Nachahmung "städtischer" Ernährungsgewohnheiten).

Es bestehen aber repräsentativ-empirisch begründete Wahrscheinlichkeiten, daß innere Widerstände von verheirateten Frauen gegen sozialhygienisch motivierte Empfehlungen oder Forderungen auf dem Weg über die Ehemänner leichter überwunden werden können. Wie Untersuchungen der Kommunikation der verheirateten Mütter zeigen (Junker, Lage der Mütter, a.a.O., Teil I B, S.81 ff, insbesondere 118 ff), sind die Ehemänner in großem Umfang "Meinungsführer" (opinion leaders im Sinne der Kommunikationsforschung). "Wichtigste Person der Informations- und Ratsuche ist der Ehepartner ... Auf allen Gebieten (Beruf, Haushalt, Bücher/

Filme/Konzerte/Kunst, Erziehung, Mode, Ehe, Politik, Hobbies, Ferien/Reisen, Gesundheit) wenden sich die Mütter häufiger an den Ehemann als die Väter an die Ehefrau. Dies gilt besonders bei beruflichen, wirtschaftlich-finanziellen und politischen Fragen, aber auch auffallend stark bei gesundheitlichen Fragen.

Bei den Kommunikationsnetzen, die sich ausschließlich aus Frauen konstituieren, zeigt sich, daß die Opinion leaders in allen sozialen Schichten relativ gleich häufig zu finden sind, nur wenig häufiger in der oberen Schicht. Diese für die Bundesrepublik repräsentativen oder weitgehend repräsentativen Feststellungen stimmen mit den Ergebnissen der internationalen Kommunikationsforschung überein.

Die führenden Gesprächsthemen in den Familien sind die finanziellen und wirtschaftlichen Fragen des Haushalts, der Beruf, die Gesundheit und die Erziehung. Nach einer vereinfachten Interpretation gilt: "Die finanziellen und wirtschaftlichen Fragen des Haushalts dominieren in allen Lebensaltern, der Beruf in der Mitte des Lebens, die Erziehung tritt nach dem 40. Lebensjahr an die letzte Stelle, während die Gesundheit von Altersphase zu Altersphase nach oben rückt." (Junker a.a.O., Teil I B, S.119.)

Die Kampagne sollte die "Netzwerke der Kommunikation" (Teil I B) beachten und die jeweiligen Interessen, Kommunikationspartner ect. als Vehikel zu nutzen suchen. Die "Gesundheit" ist ein Thema, das eines großen Interesses sicher sein kann.

Zu Frage 1 auf Seite 2:

Das gegenwärtige Rollenverständnis der Frauen wurde bereits angesprochen. Es ist eine erstaunliche Tatsache, daß das Rollenverständnis der Frauen im repräsentativen Bild und bei zentralen Themen nur wenig vom Alter beeinflusst ist, und daß sich verheiratete Mütter und verheiratete Väter nicht oder nur wenig in zentralen Einstellungen unterscheiden. Der Einfluß der Ortsgröße ist stärker, aber ebenfalls erstaunlich gering. (Junker a.a.O. Teil I B, S.224 ff.) Die Mutterschaft wird mit unterschiedlicher Intensität als "wichtigste Lebensaufgabe der Frau" bejaht, nicht ganz so stark der Beruf der Hausfrau als

der "schönste und vielseitigste Beruf der Frau", in gleichem Maße aber auch die "anderen Interessen", welche die Frau neben den Aufgaben in Haus und Familie haben soll. Für die "gleichen Rechte und Pflichten von Mann und Frau" plädierte ebenfalls die weit überwiegende Mehrheit, nur ein sehr kleiner Teil nicht.

Etwa acht Zehntel der verheirateten Mütter sahen den "Lebensinhalt der Frau" in erster Linie im "Heiraten und für Mann und Kinder sorgen". (Teil I B, S.243.)

Alle diese Einstellungen sind wenig oder nicht davon beeinflusst, ob die verheiratete Frau erwerbstätig ist. Auch Alter und Zahl der Kinder spielen keine oder nur eine geringe Rolle.

Der entscheidende Orientierungspunkt für die Einstellungen der verheirateten Mütter (und Väter) ist das Kind. In allen Schichten und Altersklassen wird die Unterbrechung oder endgültige Aufgabe der Erwerbstätigkeit - in jeweils etwa gleichem Umfang - gefordert; sie soll spätestens mit der Geburt des ersten Kindes erfolgen.

Das praktische Verhalten entspricht diesen Einstellungen.

Die weit überwiegende Zahl der erwerbstätigen wie der nicht-erwerbstätigen Mütter spricht sich für Teilzeitarbeit und gegen Vollzeitarbeit aus.

Bei den verheirateten Frauen ist ein ausgesprochener Mangel an Lebensplanung zu beobachten. Der weit überwiegende Teil der Frauen mit Kindern unter 18 Jahren im Haushalt hatte sich noch keine Gedanken über die Zeit gemacht, da die Kinder das Haus verlassen werden. Etwa drei Zehntel hatten sich Gedanken gemacht; nur etwa ein Drittel dieser drei Zehntel sprachen von Berufstätigkeit, wobei sie häufig nur leichte Arbeit meinten, oder von Berufstätigkeit als Hobby. Die übrigen dieser drei Zehntel nannten familienbezogene Aktivitäten (Kinder, Enkel) bzw. spezifische Freizeitaktivitäten (Teil I B, S.232).

Zu Frage 2 auf Seite 2:

Aus den vorliegenden Ergebnissen der empirischen Sozialforschung ergibt sich nach Meinung des Verfassers zwingend, daß die entscheidende Phase im Sozialisationsprozeß, sieht man von der Grundlegung einer gesunden seelischen und geistigen Entwicklung in der Kleinst- und Kleinkindphase ab, in der Zeit vor der Eheschließung und in jenen ersten Ehejahren liegt, in denen noch keine Kinder geboren sind.-Es geht weniger um die Bekämpfung eines "patriarchalischen Denkens", verstanden als dogmatische Haltung, als um die Schaffung der realen Voraussetzungen, unter denen sich bessere Rollenverteilungen als heute entwickeln können. Denn die grundsätzlich partnerschaftliche Einstellung hat sich nahezu vollständig durchgesetzt. Es erscheinen drei Dinge vordringlich:

- Rechtzeitige soziale Bildung, zu der soziale Anschauung gehört.(Diese soziale Bildung beschränkt sich nicht auf die Entwicklung angemessener Verhaltensweisen gegenüber Notlagen oder Situationen der Benachteiligung.)
Z.Zt. wird die biologische Aufklärung überbetont, die soziale Aufklärung (Lebensplanung!) vernachlässigt.
- Ausreichende berufliche Bildung, Ausbildung und - dies ist entscheidend - berufliche Einübung bzw. Erfahrung.
- Hinreichende Vorbildung für Ehe und Familie.

Als ein entscheidender Fehler in der heutigen Diskussion erscheint, die isolierte Forderung nach "gleicher Bildung und Ausbildung" der Frau. "Gleiche Bildung und Ausbildung" nützen der Frau unter beruflichen Gesichtspunkten und Gesichtspunkten der sozialen Sicherheit wenig, wenn nicht genügend berufliche Einübung erfolgt und genügend berufliche Erfahrung gewonnen wird. Selbst das Abitur und auch ein abgeschlossenes Studium erweisen sich im Erwerbsleben bald als "nutzlos", wenn nicht in ausreichendem Umfang die Bewährung im praktischen Berufsleben gesucht wurde. "Höhere Bildung", wenn sie sich nicht in die Praxis fortsetzte, kann sogar zu einer Behinderung im Erwerbsleben werden.

Auf die Bedeutung einer ausreichend langen 1. Phase der Ehe - man hat noch keine Kinder - wurde bereits hingewiesen. Diese Bedeutung liegt auch in der partnerschaftlichen Einübung in innerfamiliäre Aufgaben. Solange noch keine Kinder da und beide Partner an beruflicher Entwicklung wie an der Schaffung angemessener äußerer Lebensbedingungen (Wohnung, Haushalt etc.) interessiert sind, lassen sich nahezu identische innerfamiliäre Rollen der Partner realisieren oder wesentlich leichter realisieren. Der Mann gewinnt die nötigen innerfamiliären Fähigkeiten und vor allem das so notwendige Verständnis für die modernen Aufgaben im Haushalt. Diese Einübung des Mannes ist von größter Bedeutung für die Lebenschancen der Frau in der 2. und 3. Phase. Sie schafft nicht nur eine Basis für wirksame Hilfe oder gar einen Rollentausch zwischen den Partnern, sie sichert vor allem die Wertschätzung von Tätigkeiten im Haushalt; sie ist ein Beitrag zur Verbesserung des Verständnisses gegenüber der realen Situation des Partners, so wie die berufliche Praxis der Frau einer nur naiven Beziehung zur beruflichen Situation des Mannes entgegenwirkt.

Die Lehrpläne der Schulen sollten dahingehend geändert werden, daß Mädchen und Jungen in gleicher Weise auf innerfamiliäre Funktionen vorbereitet werden.

Zu Frage 3 auf Seite 2:

Es ist richtig, daß es den Frauen an erzieherischen Wissen mangelt, und daß aus diesem Mangel Unsicherheiten und Konflikte folgen. Formen der Führungslosigkeit in der Erziehung, welche die jungen Menschen tiefgreifend schädigen, sind heute wohl stärker verbreitet und mehr zu fürchten als autoritäre Erziehungspraktiken.

Mangelnde Erziehungsfähigkeit erzeugt Insuffizienzgefühle, die Element eines "Syndroms" bilden können, das sich als Neurotisierung der ganzen Familie niederschlagen kann.

Auf die Frage der Identitätskrise mit Beginn der 3. Phase kann in der vorliegenden Stellungnahme nicht ausreichend eingegangen

werden.-Es bedarf keiner besonderen empirischen Untersuchungen, um zu erkennen, daß das Fehlen einer beruflichen Vorbildung und beruflichen Bewährung in der 3.Phase die Gefahr von Insuffizienz-erlebnissen erhöht. Wie aber die tatsächlich vorhandenen Insuffizienzgefühle und Konflikte als solche zu beschreiben und in ihrem Entstehen wie ihren gesundheitlichen Wirkungen politisch verwertbar zu erklären sind, bedarf noch eingehender Untersuchungen. Auf die diesbezüglichen Bestrebungen des Verfassers im Rahmen des Arbeitsausschusses "Arbeitsvorhaben im Rahmen der Frauenenquete" ist in dem den vorliegenden Stellungnahmen folgenden Papier einzugehen.

Bei den Fragen nach Konflikten von Frauen in der Lebensmitte wird oft nicht genügend ins Auge gefaßt, daß gesundheitlichen Schäden durch Konflikte häufig vorgebeugt wird, indem unwillkürlich bzw. unter dem Druck der Verhältnisse Prozesse der Identifikation bis zur "Identifikation mit dem Unzumutbaren" eingeleitet werden. Daraus folgt, daß "mangelnde Selbstentfaltung" keineswegs zu inneren Konflikten mit der Gefahr von somatischen Schädigungen führen muß; der Zufriedene erlebt "Selbstentfaltung". Wird er dennoch krank, so liegen die Ursachen nicht im "Seelischen", so sehr ein von außen herangetragenes Wenturteil die "Selbstentfaltung" (ohne die es keine Gesundheit geben soll) vermissen mag.

Das Phänomen der "Doppelbelastung" durch gleichzeitige Pflichten in Familie und Beruf hat sich in einer großen Zahl von empirischen Untersuchungen gezeigt. So holen erwerbstätige Frauen wesentlich häufiger an Wochenenden und Feiertagen Hausarbeit nach als nicht-erwerbstätige. Das Kollektiv der erwerbstätigen Mütter wirkt nach repräsentativen sozialmedizinischen Feststellungen e t - w a s nervöser als das statistische Kollektiv der nicht-erwerbstätigen Mütter. Mit steigendem Wohlstand hat eine Anpassung der Mütter dahingehend stattgefunden, daß man zusätzliche Aufgaben nach Zeit und Intensität begrenzt (Professor Piotrowski, Warschau, 1968 in Liblice bei Prag: "Teilzeitarbeit ist eine Sache reicher Gesellsch aften.").

Zu ernsteren Doppelbelastungen und hiermit verbundenen Konflikten kommt es vor allem bei den Müttern in den erziehungsbewußteren höheren sozialen Schichten, die beruflich stärker "engagiert" sind wie beispielsweise die verheiratete Ärztin mit Kindern.

Verschiedene Rolleninterpretationen von Mann und Frau scheinen von relativ geringer Bedeutung für Konflikte zu sein; schwerer wiegen wohl die - anthropologisch zu interpretierenden - G e - w ö h n u n g e n , welche den vielfältigen und wechselnden modernen Rollenanforderungen nicht angepaßt sind. Hier ergeben sich u.U. nicht Konflikte als Auseinandersetzung zwischen den Ehepartnern, sondern Konflikte für das Ehepaar.

Auf diese Fragen kann im vorliegenden Papier nicht weiter eingegangen werden.

Zu Frage 4 auf Seite 3:

Der Wissensstand der Mütter in Erziehungsfragen muß als schlecht bezeichnet werden. Wie repräsentative Feststellungen zeigen (Junker, Lage der Mütter), wird nur ein sehr kleiner Teil der Frauen auf erzieherische Aufgaben in der Familie vorbereitet, fordert man eine, wenn auch sehr bescheidene s y s t e m a t i - s c h e Vorbereitung (Kurs in einer Mütterschule etc.). Infolgedessen sind unkritische bzw. naive Tradierungen von Rollen sowie Konflikte mit der Realität unvermeidlich.

Die Frage, auf welche Weise die erzieherische Qualifikation von Müttern und Vätern zu steigern ist, wurde in der vorliegenden Stellungnahme schon angesprochen. Weitere Aussagen zu diesem wichtigen und weiten Thema müssen dem abschließenden Papier vorbehalten bleiben. An dieser Stelle soll lediglich festgestellt werden: Im gesamten Bundesgebiet existieren nur zwischen 200 und 250 Mütter- und Elternschulen (wohl alle Mütterschulen begreifen sich heute als Elternschulen und schließen die Väter in ihre Programme mit ein). Diese Einrichtungen müssen unter sehr schwierigen Bedingungen arbeiten. Dies zeigt u.a. das neue niedersächsische Erwachsenenbildungsgesetz. Die solide finanzielle Förderung, welche dieses Gesetz ermöglicht und welche langfristige personelle Dispositionen und die Einstellung qualifi-

zierter Kräfte erlaubt, kommt den Mütterschulen nicht zugute. Es zeigt sich eine Verkennung zentraler gesellschaftlicher Notwendigkeiten (und der Aufgaben moderner Mütter- und Elternschulen).

Die Notwendigkeit, den Vater in den Erziehungsprozeß mit einzu beziehen, ist sehr hoch zu veranschlagen. Dies zeigen besonders die repräsentativen Äußerungen von alleinstehenden Müttern (Juncker, Teil II).- Weiteres zu diesem Thema ist im abschließenden Papier auszuführen.

Zu Frage 5 auf Seite 4:

Das Rollenverständnis, das bei Mädchen und Jungen, Männern und Frauen angestrebt werden sollte, wurde bereits nach einzelnen Zügen beschrieben.

Die Frage, ob es ein globales Ziel sein kann, der Frau einen "freien Raum", der noch definiert werden muß, einen Raum zur inneren Selbstentfaltung und autonomen Lebensführung in Familie und Gesellschaft zu schaffen, ist zu bejahen (global = nicht auf vereinzelte Gruppen und Bereiche beschränkt). In einer weitgehend durch Männer geprägten Welt, in der sich neue Bestrebungen nur durchzusetzen pflegen, wenn sie von starken Organisationen verfochten werden, bedarf es in besonderem Maße der Freiräume für die Frau, denn noch kennt sie "sich nicht als Eigenexistenz, sondern als das, was sie in den Augen des Mannes ist" (Simone de Beauvoir).- Die Frau arbeitet in einem solchen Maße als eine "Gehilfin" des Mannes, "daß von einem selbtschöpferischen Wirken des weiblichen Geschlechts gar keine Rede sein kann" (M.Rudorff).

Andererseits wird so etwas wie die "Ausbeutung" des Mannes durch die Frau deutlicher (besonders in der Gesellschaft der Vereinigten Staaten): Der Mann wird den härtesten Konkurrenzbedingungen ausgesetzt, die Frau dagegen leistet ihren Beitrag zum Gedeihen der Familie bereits - siehe das BGB - durch die Führung des Haushalts und die Erziehung der Kinder.

Auf die Außenbedingungen, die zur Schaffung eines Freiraums notwendig sind, ist im abschließenden Papier näher einzugehen.

Die Bereitschaft, durch Eigeninitiativen bessere Bedingungen für die eigenständige Entfaltung der Frauen zu schaffen, scheint potentiell vorhanden zu sein. Die Aktualisierung dieser Bereitschaft hängt von einer sozialen Bildung, wie sie oben beschrieben wurde, und von geeigneten institutionellen Angeboten ab. Das Bewußtsein von der Notwendigkeit der "dritten Institutionen" (Junker a.a.O.) ist in der Öffentlichkeit und bei den geldgebenden Instanzen noch ungenügend entwickelt, wie u.a. das niedersächsische Erwachsenenbildungsgesetz - siehe oben - zeigt.

Zu Frage 6 auf Seite 4:

Eine Rollenangleichung von Mann und Frau erscheint erstrebenswert. Auf die Gründe für die Ablehnung dogmatischer Egalisierungen wurde schon mehrmals eingegangen; solche Tendenzen erscheinen kulturwidrig und oft inhuman (beispielsweise durch die Konsequenz des Abbaus von Mutterschutzbestimmungen).

Die Vorstellung, die Welt der industriellen Produktion etc., ließe sich im Sinne "fraulicher Werte" umstrukturieren ("vermenschlichen"), erscheint unreal. Voraussetzung für eine sich ausdehnende und von der Gesellschaft gewünschte, mit vielen Gütern ausgestattete Freizeitwelt, welche die sonst vermißte "Selbstverwirklichung" bzw. die individuelle Entfaltung ermöglicht, sind Rationalisierung und Leistungskonkurrenz. Diese Prinzipien lassen sich im Sinne eines "fair play" und der "human relations" (mit der Folge von Leistungssteigerungen) kultivieren, aber nicht durch irgendwelche "gemüthhaften Werte" ersetzen.

Man muß allerdings sehen, daß in fast jedem Betrieb eine "Leistungssphäre" und eine "freie Sphäre" anzutreffen sind. In der "freien Sphäre", wie sie sich etwa bei einer teilzeitbeschäftigten Mutter aktualisieren kann, sind aber nur vergleichsweise geringe Einkommen zu verdienen; ein "Aufstieg" entfällt im allgemeinen.

Das "männliche Rollenbild" bedarf der Korrekturen, die sich aus dem bereits Gesagten ergeben. Diese Korrekturen sind nicht als ein Akt des Gesinnungswandels zu erwarten, dessen Ausbleiben Anlaß für immer neue moralisierende Kundgebungen bietet, sondern

müssen durch soziale Aufklärung und Bildung sowie durch Veränderung realer Arbeits- und Lebensbedingungen eingeleitet werden.- Auf Grund der anthropologischen Gesetze der Gewöhnung (ohne deren Wirksamkeit die Menschheit in kurzer Zeit an einem Übermaß von Instabilitäten zugrundegehe) sind mit steigendem Lebensalter solchen Prozessen deutlichere Grenzen gesetzt. Doch wo heute die Gestaltung und Verteilung von Rollen als sachgeboten als zweckmäßig und als partnerschaftlich aufgewiesen wird, gibt es im allgemeinen keine psychischen Einstellungen mehr, die eine dogmatische Ablehnung über längere Zeit ermöglichen.

Zu Frage 7 auf Seite 4:

Die wichtigste Zielgruppe einer auf Verbesserung der sozialhygienischen, insbesondere psychohygienischen Situation gerichteten Kampagne bilden nach den Hinweisen und Überlegungen der vorliegenden Stellungnahmen jene Mädchen und Frauen, die ihre Schulausbildung abgeschlossen haben. Diese Gruppe bedarf einer fortgesetzten Ansprache, welche nach dem Abschluß der Berufsausbildung wieder besondere Aktualität erlangt.

Die Kampagne sollte sich sekundär an alle Lebensalter und an beide Geschlechter wenden, denn auch ein verständnisvolles und partnerschaftliches Zusammenwirken (z.B. Entlastung der Frau in der 2.Phase) ist zu entwickeln.

Die Kampagne sollte sich sehr gezielt an alle jene Gremien und Stellen wenden, die auf kommunaler, regionaler, Länder- und Bundesebene über finanzielle Förderungen zu entscheiden haben.

Abschließend sei auf die Problematik einer Definition der "Gesundheit" als soziale Rolle hingewiesen. Hält man den Unterschied zwischen der "Gesundheit" und ihren Voraussetzungen nicht klar bewußt, so ufert der Gesundheitsbegriff aus und wird in einem Maße mit Werturteilen belastet, das objektive Analysen und die Kommunikation außerordentlich erschwert.

R.Junker